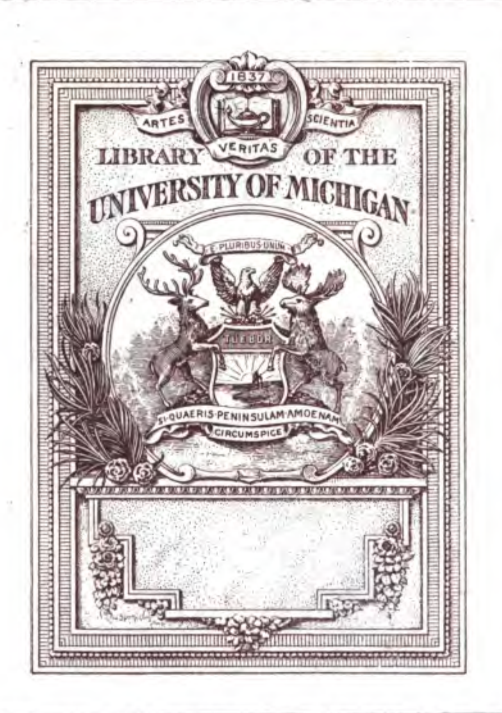

Erinnerungen
an
H. Heine.



OLF HEGER
WIEN
I.Wollzeile 2



1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Erinnerungen

an

Heinrich Heine

und seine Familie.

Von

seinem Bruder

Maximilian Heine.

Berlin,
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.
(Harrwitz und Goßmann.)
1868.

Der so warmen Verehrerin des Dichters,

meiner innigstgeliebten Frau,

Henriette von Heine

sind diese Blätter

in treuester Gesinnung

gewidmet.

Inhalt.

Anhang.

Vorrede.

In einer aufgeregten Stunde gab ich dem theuren Bruder Heinrich das Versprechen, und er meinte, der jüngere dürfe dieses dem älteren Bruder nach den Naturgesetzen schon zusagen, sein künftiger Biograph zu werden.

Aus dem dritten Bande, Brief 265, Seite 141 des Briefwechsels, welcher die Schlußbände zu der Gesammtausgabe der Werke Heinrich Heine's bildet, so wie auch aus dem in diesem Buche mitgetheilten Testamente H. Heine's, ergiebt sich: daß der Dichter mich als den „geeignetsten und ihm liebsten“ Herausgeber seiner Werke bezeichnet, und nur in meiner weiten Entfernung (St. Petersburg) ein Hinderniß gefunden hat.

Es war vorauszusehen, daß nach des Dichters Ableben eine Fluth biographischer Schriften über ihn erscheinen würde, dictirt von der innigsten und heitersten Verehrung oder von dem blassesten Neide und persönlichsten Hasse. Die einen versetzten ihn in einen Himmel, welchen wir mit den schärfsten Teleskopen nicht erreichen können, die andern in eine Hölle, deren Gluth, Gott Lob, weder dem Verstorbenen noch seinen Feinden schaden wird.

Das muß sich jeder große, geniale, den wichtigsten Zeitfragen rücksichtslos ergebene Schriftsteller gefallen lassen, zumal wenn er bei Lebzeiten die Peitsche der Satyre, den Morgenstern des Witzes und die Herkuleskeule der Verachtung alles Geistlosen und Niedrigen so glorreich, wie unbarmherzig geschwungen hat.

Noch ist nicht viel mehr als ein Jahrzehnt dahin, daß sein Grab geschlossen wurde, noch stehen sich die Meinungen auf dem politischen, religiösen und socialen Felde zu sehr entgegen, noch ist in der Literaturgeschichte nicht die nöthige

objective Ruhe eingetreten, als daß jetzt schon ein ganzes biographisches Lebensblid des Dichters und Menschen gezeichnet werden könnte.

Die Erörterung, was Heinrich Heine seinen Zeitgenossen und den folgenden Generationen Nützliches und Unvergängliches geleistet hat, muß einer späteren Zeit vorbehalten bleiben.

Wohl aber kann ich jetzt schon einen Theil meines dem geliebten Bruder gegebenen Versprechens lösen, indem ich die folgenden kleinen Bilder aus dem Leben des Dichters mittheile. Der künftige Biograph mag sie in den Rahmen seiner literar-historischen Arbeit einflechten, und dadurch manche Irrthümer, viele Verwechselungen und falsche Angaben berichtigen, die sich in die gegenwärtigen Biographien Heinrich Heine's absichtlich und unabsichtlich eingeschlichen haben.

Die guten Freunde werden in diesen meinen Aufzeichnungen mit aufrichtiger Theilnahme wahrnehmen, wie der Knabe, der Jüngling sich oft geberdet hat, ehe er der große Liebling des deutschen Volkes geworden. Mögen diese kleinen

Lebenszüge, die ich ohne besondere systematische Ordnung gebe, zur wahren Kenntniß des Menschen, zur Aufklärung manches socialen Verhältnisses und, ich will auch dies hoffen, zur Sühne des beleidigten Genius ihr Schärflein beitragen!

Familien-Nachrichten.

Meine Vor- und Großeltern lebten theils in Hannover, theils in den Schaumburgischen Landen, und gehörten meistens dem kaufmännischen Stande an. Die Großeltern hatten sechs Söhne und zwei Töchter. Der zweite Sohn war mein Vater, und der dritte, mein Onkel, der große Hamburger Banquier. Von den zwei Töchtern hieß die jüngere Susanne und war ein durch seine große Schönheit ausgezeichnetes Mädchen.

Sämmtliche Söhne hatten bei dem spärlichen Einkommen der Eltern eine mühevolle Jugend durchzumachen; sie verließen deshalb früh das elterliche Haus und gründeten sich auswärts eine neue Heimath.

Die Heimath des Aeltesten wurde Frankreich, wo er in Bordeaux sich verheirathete und sechs Kinder hinterließ, welche jetzt größtentheils in Paris ansässig sind. Es ist dies die französische Branche der Familie Heine.

Die zweite Branche, unsere Linie, ist die rhein-

ländische (Düsseldorfer). Sämmtliche Söhne, so wie auch die Brüder der Mutter, haben sich gelehrten und literärischen Studien ergeben, während die dritte Branche, die Hamburger, mit dem weltbekannten Salomon Heine an der Spitze, und noch einem jüngeren Bruder daselbst, Henry Heine, eine kaufmännische Richtung eingeschlagen haben. Letzterer hinterließ einen Sohn und zwei Töchter und starb den 18. Oktober 1855. Die beiden andern Brüder starben in jugendlichem Alter.

Unser Vater, Sigismund Sampson Heine, wurde den 19. August 1764 in Hannover geboren, und starb den 2. Dezember 1828 in Hamburg im Kreise der Seinigen, am Nervenschlag, und nicht, wie es in einigen albernen Biographien heißt, im Wahnsinn. Mein Bruder Heinrich giebt in seinen noch im Manuscript vorhandenen Memoiren (die mit der Zeit erscheinen werden) ein sehr ausführliches Bild vom Vater, voll innigster Pietät und kindlichster Liebe. Noch in den letzteren Jahren vor seinem Tode sprach er sehr oft und sehr viel von diesem so gütigen Vater. An Andeutungen darüber fehlt es auch nicht in seinen Schriften.

Unser Vater, früher dem Militair-, später dem Kaufmannsstande angehörig, kam in seinem Kriegsleben auch nach Düsseldorf, wo er in dem Hause

der am Rheine sehr bekannten Familie von Geldern Quartier fand.

Der Hausherr, der alte Doctor von Geldern — seiner Ehegattin Bruder war der holländische Admiral Bogk — hatte zwei Söhne und drei Töchter, von denen der erstere, Joseph von Geldern, churfürstlicher Leibarzt gewesen ist. Er sowohl als sein Vater hatten auf der damaligen Universität Duisburg studirt und promovirt; beide waren große ärztliche Autoritäten der Stadt. Leider starb der Sohn in der Blüthe seines Alters, unverheirathet. Der zweite Sohn, Simon von Geldern, Privatgelehrter, fleißiger Mitarbeiter an den rheinländischen Zeitschriften jener Zeit, starb Ende der zwanziger Jahre, gleichfalls unverheirathet. Mit ihm starb der männliche Stamm der von Geldern aus. Er war das Muster eines redlichen Mannes und mein Bruder Heinrich liebte ihn außerordentlich. Auch von ihm hat Heinrich in den oben erwähnten Memoiren ein meisterhaftes Bild entworfen, das uns den so originellen und achtungswerthen Oheim recht lebhaft vor Augen führt.

Von den Töchtern blieb die älteste, Johanna, unverheirathet, die zweite, Fanny, heirathete einen dortigen Gutsbesitzer, und die jüngste, Elisabeth (sie wurde am 27. November 1771 in Düsseldorf geboren und starb am 5. September 1859 in Ham-

burg), war die, welche mein Vater zu seiner glücklichen Lebensgefährtin erwählte.

Zur Heirath kam es aber nicht so rasch. Der alte Herr von Geldern, stets im rothen Staatshabit, mit prachtvollen Manchetten, goldenen Schnallen und glitzerndem Stoßdegen (wir haben später noch damit gespielt), war sehr ernster Natur, kurz angebunden, und benutzte die wenigen Ruhestunden zu Hause zu wissenschaftlichen Arbeiten. Der Alte hatte seine Eigenheiten, sah auf strenge häusliche Zucht und Thätigkeit seiner Töchter, und verbot jeden musikalischen Unterricht, den er als Zeitverlust und luxuriösen Tand betrachtete. Aber Fräulein Elisabeth hatte andere Ansichten, sie liebte die Musik mit ganzer Seele. Ein Clavier auf ihrem Zimmer, auch noch so klein, hätte der strenge Vater entdeckt; sie verfiel also auf den Gedanken die Flöte zu lernen, die sie in ihrer Commode, zwischen ihren Lieblingsbüchern, verbergen und verschließen konnte. Die Musikstunden nahm sie heimlich während der Abwesenheit des Vaters vom Hause. Sie brachte es auf diesem Instrumente recht weit, und ich erinnere mich recht gut, wie sie mit meinem Bruder Gustav hübsche Duo's geblasen hat.

Das süße Flötenspiel im Hause erregte die Neugierde des jungen im Quartier stehenden Mannes,

der durch die Originalität und das so geistreiche und anmuthige Benehmen des jungen Mädchens sich außerordentlich angezogen fühlte.

Die innige Zuneigung war gegenseitig. Von einer ehelichen Verbindung wollte der Alte Anfangs gar nichts hören, bis sich der junge Mann entschloß, für immer in Düsseldorf sich niederzulassen. Am 6. Januar 1798 fand die aus inniger Liebe hervorgegangene eheliche Verbindung statt, die über dreißig Jahre auf's glücklichste gedauert hat.

Dieser Ehe sind entsprossen: drei Söhne und eine Tochter, die sämmtlich an der Brust der theuren Mutter genährt, auch ihre erste geistige Nahrung (das Lesen) von ihr genossen haben. Der älteste Sohn, Heinrich Heine, der Stolz seiner Familie, wurde am 13. Dezember 1799 geboren. Die Widersprüche in der Angabe des Geburtsjahres H. Heine's liegen in Folgendem: Um in die oberste Klasse des Gymnasiums in Düsseldorf einzutreten, war ein bestimmtes Alter vorgeschrieben und Heine's Geburtsjahr mußte, da er bereits geistig reif für diese Klasse war, zur Ergänzung des ihm fehlenden Jahres von der Mutter um ein Jahr zurück datirt werden. So hat Heine auch einmal den wirklichen Tag seiner Geburt um einige Wochen hinausgeschoben, d. h. auf den 1. Januar 1800 verlegt, um sich

scherzweise Einen der ersten Männer des Jahrhunderts zu nennen. Im Familienkreise wurde er stets statt Heinrich nur Harry genannt, zum Andenken an einen geliebten Jugendfreund unseres Vaters; in Frankreich kennt man nur einen Henri Heiné.

Zu den in deutschen Schriften immer wiederkehrenden Fragen wegen der Religion des Dichters (Franzosen*) und Engländer befassen sich nicht mit solchen polizeilichen Fragen, wenn es der Würdigung ihrer geistigen Größen gilt), bemerke ich, daß nicht die Vorfahren, wohl aber Heinrich Heine und seine Brüder zum Christenthum sich bekennen.

Heine besuchte nach Beendigung der Studien auf dem Düsseldorfer Gymnasium die Universitäten zu Bonn, Berlin und Göttingen, an welcher letzteren er am 20. Juli 1825 zum Doctor juris promovirt wurde. Ich studirte damals gerade in Berlin, und erhielt von ihm ein großes Packet seiner lateinischen

*) Ein Factum aus jüngster Zeit: Achille Fould, der so lange Jahre hindurch Staatsminister in Frankreich gewesen, starb im October vorigen Jahres (1867) plötzlich. Der Kaiser, der Fould, seiner Familie wegen, für einen Juden hielt, setzte sofort den Oberrabbiner von Paris davon in Kenntniß, mit dem Bemerken, sich auf eine Grabrede vorzubereiten. Anderen Tages kam zu Letzterem die Nachricht, daß eine solche nicht nöthig wäre, weil es sich ergeben habe, daß Herr Fould längst schon der protestantischen Kirche angehöre.

Theses, die ich an ihm befreundete Personen vertheilen sollte, z. B. Varnhagen von Ense, Moser, Hegel, Chamisso, Raumer, Gans, Lehmann u. s. w. Letzterer, der einzige noch lebende dieser Freunde Heine's, ist der so rühmlichst bekannte Herausgeber des „Magazins für die Literatur des Auslandes", dessen 37. Jahrgang (1868) von der Geistesfrische seines Herausgebers volles Zeugniß ablegt.

Die erste Thesis lautete: „Dem Manne verbleibt die Mitgift seiner Frau," und gab überall zu vielen heitern Discussionen Anlaß, besonders bemächtigte sich ihrer die berühmte Rahel, Gattin Varnhagen von Ense's.

Das damalige Deutschland lockte wahrlich nicht seine Söhne im Vaterlande zu bleiben, und so zog Heine nach der Juli-Revolution nach Paris, freiwillig — und nicht, wie man vielfältig verbreitet hat — exilirt. Hier verheirathete er sich 1841 mit einer Pariserin, Fräulein Mathilde Crescentia Mirat, mit welcher er in der glücklichsten Ehe bis zu seinem Ende gelebt hat. Die Ehe blieb kinderlos.

Dem Heinrich folgte eine Schwester, die durch ihre Liebenswürdigkeit und geistige Gaben bevorzugte Charlotte. Sie heirathete im Jahre 1822 einen in kaufmännischen Kreisen viel geachteten Mann,

Moritz von Emden in Hamburg, der, nach vierundvierzigjähriger glücklicher Ehe, vielbetrauert daselbst starb. Aus dieser Ehe sind entsprossen drei Töchter (Marie, Anna, Helene) und ein Sohn (Ludwig), denen Allen ein gutes geistiges Erbtheil von ihrer Mutter, der Heinrich Heine's so würdigen Schwester, zugefallen ist.

Meine Schwester besitzt noch aus ihrer frühesten Jugendzeit ein kalligraphisch schön geschriebenes Stammbuchblatt, das von des Dichters Geschwisterliebe, die bis zu seinem Ende unwandelbar geblieben, Zeugniß ablegt.

Stammbuchblatt:

„Wir können die Menschen füglich in zwey Classen eintheilen: 1stens Diejenigen, die uns lieben; 2tens Diejenigen, die uns oft und deutlich sagen, daß sie uns lieben.

Mich, liebes Lottchen, kannst Du dreist zur ersten Classe rechnen. Ich bin Dir herzlich gut, wenn ich auch nicht viel Aufhebens davon mache.

Düsseldorf, den 20. Juny 1817.

Dein Bruder
Harry Heine."

Das dritte der Geschwister ist mein Bruder Gustav von Heine in Wien, österreichischer Offizier a. D., Eigenthümer und Herausgeber des viel verbreiteten Journals „das Fremdenblatt“. Seine so früh heimgegangene Gattin, Emma, hinterließ ihm drei Söhne (Gustav, Max, Heinrich) und zwei Töchter (Marie und Mathilde).

Das jüngste der Geschwister bin ich, Maximilian, der nach eben vollendeten medicinischen Studien in den russischen Staatsdienst getreten, in St. Petersburg sein beständiges Domizil gegründet, und sich mit Henriette von Arendt, Wittwe des rühmlichst bekannten Kaiserlichen Leibarztes Geheimrath von Arendt, verheirathet hat, deren Kinder erster Ehe (Nicolaus, Theodor, Robert und Marie) mich den Mangel eigener nicht empfinden lassen.

Der Onkel Salomon Heine, der Gründer der Hamburger Linie (geboren 1767 in Hannover, gestorben den 23. Dezember 1844 in Hamburg), war mit einer Hamburgerin, der schönen Betty Goldschmidt, verheirathet, geb. den 25. September 1777 und gest. den 15. Januar 1837. Zur Erinnerung an diese Frau, mit der er über 40 Jahre glücklich gelebt, gründete er ein großartiges Hospital, „das Betty-Heine'sche Krankenhaus“ genannt, das auf der Heineschen Straße in St. Pauli bei Hamburg

gelegen, seine segensreiche Thätigkeit immerfort ausübt. Von seinen vielen Töchtern lebt (1868) nur noch eine (vergleiche das Capitel „Die Schwiegersöhne des Onkels"). Er hatte nur zwei Söhne. Der Aelteste, zum Andenken des Großvaters Herrmann genannt, starb (1830) in jugendlicher Blüthe, während seiner Reisen zur Herstellung seiner Gesundheit, in Rom. Auch zu seinem Andenken wurde eine wohlthätige Anstalt: „Die Herrmann Heine'sche Stiftung" in Hamburg gegründet. Carl Heine, der durch sein finanzielles und wohlthätiges Wirken seinem Vater so ähnliche jüngere Sohn, mit seinem Vetter, Heinrich Heine, oft verfeindet, oft befreundet, war mein innigst geliebter Jugendfreund, und selten in meinem Leben hat mich ein Ereigniß so erschüttert, als sein jäher Tod im Juli 1865. Er befand sich im Pyrenäenbad Bagnères de Luchon, wo er auf einem Spazierritte, plötzlich vom Schlage getroffen, sterbend vom Pferde stürzte. Durch seine Heirath mit Fräulein Cäcilie Furtado war er mit der Familie Fould in Paris nahe verwandt. Da seine Ehe kinderlos blieb, so ist mit ihm der männliche Stamm der Hamburger Linie der Familie Heine erloschen.

In den späterhin erscheinenden eigenen Aufzeichnungen (Selbstschau) sollen über alle nahen und fernen

Verwandten Heinrich Heine's, so auch über viele Personen, die mit ihm in Beziehung gestanden, ausführliche Mittheilungen gemacht werden.

Doch vorläufig ein Wort zur Charakteristik der theuren Mutter, welche, auch politisch sehr gebildet, mit Eifer die Schriften deutscher Patrioten las, und ihren jungen Söhnen Reisebeschreibungen und Alles, was überhaupt zur Völkerkunde beitrug, zur Lectüre besonders empfahl. Sie unterließ keine Gelegenheit, uns auf die traurigen Zustände des damaligen Deutschlands aufmerksam zu machen, besonders auf die Misère der Kleinstaaterei. „Versprecht mir," wiederholte sie oft ihren Söhnen, „versprecht mir, nie in einem kleinen Staate Eure Heimath zu suchen, wählt große Städte in großen Staaten, aber behaltet ein deutsches Herz für das deutsche Volk."

Heinrich zog nach Paris, Gustav nach Wien, und ich nach St. Petersburg, den größten Städten dreier Kaiserreiche!



Etwas zur Charakteristik des Dichters.

1.

Der Altmeister Goethe sagt:

„Wer den Dichter will verstehen,
Muß in Dichters Lande gehen."

Wir fügen hinzu: er muß auch mit des Dichters Jugendleben vertraut sein. Abgesehen von den Gaben, die dem Dichter von der Natur zu Theil wurden, sind es besonders zwei Elemente, die zum Verständniß der Heine'schen Poesie nothwendig berücksichtigt werden müssen. Um diese so originelle Poesie nachempfinden zu können, ist es nöthig, Heine's Jugendleben und erste Eindrücke zu betrachten, und dann den Düsseldorf-Cölner Volks-Charakter in's Auge zu fassen.

Wer auch nur kurze Zeit an dem Rhein gelebt, einen rheinischen Carneval vor fünfzig Jahren gesehen, den witzigen satyrischen Geist in jenen Landen geschmeckt, und dann die ersten so trüb ernsten Eindrücke, wie sie auf die junge poetische Seele Heine's

eingewirkt (in der Nachrede dieses Buches näher angedeutet), mitgefühlt hat, dem offenbart sich leicht der Kern der Heine'schen Dichtung.

Nimmt man noch in Betracht den philosophischen Unterricht bei dem freisinnigen Director des damaligen Düsseldorfer Gymnasiums, Professor Schallmeier, der die großen Gaben seines Zöglings frühzeitig erkannt und sorgsam gepflegt hat, so konnten die Consequenzen dieses Unterrichts, ein überall sich aussprechender Rationalismus, nicht fehlen.

Nicht die Ruinen des Tempels von Jerusalem, nicht die aus dem Grabe citirten schönen Cousinen des Dichters, nicht seine eigenen socialen Nöthen, nicht die Kämpfe mit liebenden oder treulosen Mädchenherzen gründen in erster Reihe den Heine'schen Welt- oder Liebesschmerz. Der Schmerz in der Brust des Dichters war nur der Reflex sowohl des einzelnen Individuums als ganzer Völker. Jeder Leidende, jeder Verzweifelnde, jeder glücklich oder unglücklich Liebende fand eine willkommene Stätte in Heine's poetischer Seele. Sein poetisches Mitgefühl war so mächtig, daß er den beginnenden Schmerz seines eigenen Herzens verklingen ließ; im Objectiven verschwand sein eigenes Leid. Unerwartet bricht sein witzig-satyrisches Naturell hervor, das,

im Bunde mit der Skepsis, die Pritsche gegen den Genius der Poesie schwingt, und zu einer Anschauung kommt, die von frommen Seelen oft eine triviale genannt worden ist. Ein Beispiel genügt: der Dichter singt:

„Ein Jüngling liebt ein Mädchen,
Die hat einen Andern erwählt, —
Der Andre liebt eine Andre,
Und hat sich mit dieser vermählt."

Wie viele von Heine's Biographen und Commentatoren halten dieses Gedicht, so wie manches andere unglücklicher Liebe und verzweifelnden Schmerzes, für ein Stück des eigenen Lebens des Dichters. Sie irren. Der Dichter fühlt nur dies Alles nach, als ob es in seinem eigenen blutenden Herzen vorgegangen wäre. Er kennt keinen Unterschied zwischen eigenem und fremdem Leid, aber der philosophische Schalk, oder der schalkhafte Philosoph macht dem ewigen Verbluten des Herzens damit ein plötzliches Ende, daß er sich hier, wie in vielen anderen Gedichten, ganz auf den realistischen Boden stellt, mit dem Ausrufe:

„Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie immer neu," —

aber schnell wieder zum edlen poetischen Mitgefühle zurückfliegend, schließt er:

„Und wem sie just passiret,
Dem bricht das Herz entzwei.“

Viele der Biographen des Dichters haben wohl das rheinländische Naturell Heine's richtig aufgefaßt, aber ich glaube kaum, daß einer von ihnen das erste Jugendleben gekannt oder genau erforscht hat, und doch liegt in dieser ersten Jugend, nach den Andeutungen, die mir aus seinem eigenen Munde zu Theil geworden sind, die Hauptrichtung seiner Poesien.

Ich rechne mich zu den letzten, die im Stande sind, über Heine's poetischen Genius ein kritisches Urtheil zu fällen, es wäre eitle Ueberhebung, wollte ich ein besonderes Verständniß seines Geistes und Wesens in Anspruch nehmen, aber das darf ich offen gestehen, daß er gegen Niemand rückhaltsloser, offener und treuer sich ausgesprochen hat, als mir gegenüber. Auch seine Briefe bezeugen dies.

Ich muß manchen seiner Besucher, welche die Welt mit so vielen Anekdoten, Meinungen, Ansichten und Aeußerungen Heine's über Politik, Religion, Literatur in Feuilletons, Journalen und selbst in Büchern zu ihrer eigenen Glorie unterhalten haben, gewaltig enttäuschen; sie sind auf Heine'sche Weise oft persiflirt worden. Ein Besucher des heutigen Tages hörte oft von dem „Schalk“ ganz das Gegentheil von dem, was der Besucher des vorigen Tages

mit diplomatischer Genauigkeit in seinem Notizbüchlein aufgezeichnet hatte. Ich kann es mit Bestimmtheit wiederholen, daß mancher dieser literarischen Touristen noch auf der Treppe war, während schon Heine, sarkastisch lächelnd, mit den Worten sich die Hände rieb: „Dem habe ich was Nettes für seine Correspondenz aufgebunden!"

2.

Das öffentliche Declamatorium.

Als Heinrich Heine das Gymnasium in Düsseldorf besuchte, war er am Schlusse des Schuljahres einer von den Schülern, die bestimmt waren, bei dem öffentlichen Schulactus ein Gedicht vorzutragen.

In jener Zeit schwärmte der junge Gymnasiast für die Tochter des Oberappellationsgerichts-Präsidenten von A.... Diese war ein wunderschönes, schlankes Mädchen mit langen blonden Locken. Ich bin überzeugt, daß manches seiner ersten Gedichte an diese reizende, fast ideale Erscheinung gerichtet war. Der Saal, in welchem der Schulactus stattfand, war Kopf an Kopf gefüllt. Ganz vorn, auf prachtvollen Lehnstühlen, saßen die Schulinspectoren. In der

Mitte zwischen denselben stand ein leerer goldener Sessel.

Der Oberappellationsgerichts-Präsident kam mit seiner Tochter sehr spät, und es blieb nichts Anderes übrig, als dem schönen Fräulein auf dem leerstehenden goldenen Sessel, zwischen den ehrbaren Schulinspectoren, den Platz anzuweisen. Heine war gerade in der Declamation des „Tauchers" von Schiller in vortrefflichem Schwunge bis zur Stelle gelangt, wo es heißt:

„Und der König der lieblichen Tochter winkt,"

da wollte es sein Mißgeschick, daß sein Auge gerade auf den goldenen Sessel fiel, wo das von ihm angebetete schöne Mädchen saß. Heine stockte. Dreimal wiederholte er die Stelle: „Und der König der lieblichen Tochter winkt," aber er kam nicht weiter. Der Klassenlehrer soufflirte und soufflirte; Heine hörte nichts mehr. Mit großen offenen Augen schaute er, wie auf eine plötzlich erschienene überirdische Gestalt, auf den goldenen Sessel hin und sank dann ohnmächtig nieder. Keiner im Saale ahnte die Ursache. „Das muß die große Hitze im Saale gethan haben," sagte der Schulinspector zu meinen herbeieilenden Eltern und ließ alle Fenster öffnen.

Nach vielen Jahren hat er mir den Zusammenhang dieser Jugendbegebenheit erzählt, indem er sich oft mit dem Ausrufe unterbrach: „Wie war ich damals unschuldig!"

3.

Der aufgefressene Respect.

Unsere Mutter, die überhaupt für eine ziemlich strenge Erziehung war, hatte von unserer ersten Jugend an uns daran gewöhnt, wenn wir irgendwo zu Gast waren, nicht Alles, was auf unseren Tellern lag, aufzuessen. Das, was übrig bleiben mußte, wurde der „Respect" genannt. Auch erlaubte sie nie, wenn wir zum Kaffee eingeladen waren, in den Zucker so einzugreifen, daß nicht wenigstens ein ansehnliches Stück zurückbleiben mußte.

Einstmals hatten wir, meine Mutter und ihre sämmtlichen Kinder, an einem schönen Sommertage außerhalb der Stadt Kaffee getrunken. Als wir den Garten verließen, sah ich, daß ein großes Stück Zucker in der Dose zurückgeblieben war. Ich war ein Knabe von sieben Jahren, glaubte mich unbemerkt und nahm hastig das Stück Zucker aus der Dose. Mein Bruder Heinrich hatte das bemerkt,

lief erschrocken zur Mutter und sagte ganz eiligst: „Mama, denke Dir, Max hat den Respect aufgegessen!"

Ich habe dafür eine Ohrfeige bekommen, vor der ich mein ganzes Leben Respect behalten habe.

4.

Das geschenkte Faust-Exemplar.

Von meiner frühesten Jugend an liebte ich die deutschen Dramatiker; viel mag zu dieser Neigung beigetragen haben, daß ich, fast Kind noch, sehr oft in das Theater mitgenommen wurde. Es war dies die Zeit, wo die Ritterspiele auf der Bühne im vollen Flor standen. „Johanna von Montfaucon", „die Kreuzfahrer", „die Sonnenjungfrau" ꝛc. waren meine Lieblingslectüre. Ich war damals dreizehn Jahre alt. Mein Bruder Heinrich bemerkte ungern diese meine Lectüre.

„Max," sagte er eines Tages zu mir, „solche Bücher verderben den Geschmack, ich werde Dir ein anderes Buch schenken, damit magst Du Dich in Deinen Freistunden beschäftigen. Es ist auch ein Theaterstück." Bei diesen Worten nahm er von seinem Tisch ein kleines, in schwarze Pappe einge-

bundenes Büchlein und sagte: „Dies schenke ich Dir.“ Ich schlug des Büchleins Decke auf und las zum erstenmal den Titel: „Faust, von Goethe. Der Tragödie erster Theil.“

Ich blickte in die ersten Blätter hinein, die den wunderschönen Prolog enthalten, dann, nach echter Knabenart, schlug ich die letzte Seite auf, wo die Worte: „Heinrich, her zu mir,“ — „Sie ist gerettet,“ mir so räthselhaft klangen. Ich sah meinen Bruder ganz erstarrt an, als wie Einer, der da sagen wollte: „Die Komödie begreife ich nicht.“ Er nahm darauf das Buch in die Hand, griff rasch zur Feder und schrieb Folgendes auf die innere Seite des Deckels:

„Dieses Buch sei Dir empfohlen,
Lese nur, wenn Du auch irrst:
Doch wenn Du's verstehen wirst,
Wird Dich auch der Teufel holen.“

Viele Jahrzehnte waren darüber hingegangen, als wir bei meiner Anwesenheit in Paris, einige Jahre vor dem Tode des Dichters, auf Goethe's „Faust“, zweiten Theil, zufällig zu sprechen kamen. „Ich habe nie vergessen, Heinrich,“ sagte ich, „was Du mir einst in dem ersten Theile des „Faust“ zur Erinnerung eingeschrieben hattest,“ und citirte obige Verse.

„Nun, Max, was antwortest Du mir jetzt?"

Ich nahm ein Stück Papier, und schrieb mit Bleifeder Folgendes:

„Lieber Bruder, hab's verstanden,
Leider! wie Du's selbst gedacht,
Doch den Goethe nicht begriffen,
Der den zweiten Theil gemacht."

Mein Bruder lächelte, drückte mir die Hand und sagte: „Dieses Blättchen soll zu meinem Nachlaß gehören."

Der von Heinrich mir geschenkte „Faust" ist mir auf eine unbegreifliche Weise schon längst abhanden gekommen. Die Verse mit seiner vollen Namensunterschrift, Ort, Datum und Jahreszahl waren kalligraphisch schön geschrieben.

5.

Das erste Gelegenheits-Gedicht.

In dem „Buche der Lieder" befindet sich ein Gedicht unter dem Titel: An eine Sängerin, als sie eine alte Romanze sang, mit dem Anfange:

„Ich denke noch der Zaubervollen,
Wie sie zuerst mein Auge sah."

aus der frühesten Jugendzeit des Dichters.

Zu damaliger Zeit hatte die kleine Stadt Düsseldorf eine ganz vortreffliche Oper, deren Kapellmeister, ein höchst origineller Mann, Burgmüller hieß. Sein Sohn war der späterhin bekannt gewordene Componist.

Bei der Oper befand sich eine Primadonna von ungefähr zwanzig Jahren, Caroline Stern genannt.

Diese hatte eine wundervolle Altstimme, war von äußerst schönem Wuchse und sehr angenehmen Manieren. Sie lebte in Düsseldorf mit ihrer Mutter, sittsam zurückgezogen, obgleich sie von dem Publikum fast angebetet und viel aufgesucht wurde; nur in dem Hause unserer Eltern verkehrte sie, und war ein immer willkommner lieber Gast; meine Mutter, große Beschützerin der Literatur und Kunst, nahm das junge Mädchen mit beinahe mütterlicher Liebe in ihre Obhut. Sie überlegte mit ihr stets ihre Toilette, unterstützte sie reichlich in ihren Ausgaben, weshalb ihre Anzüge in den Opern für die dortigen Verhältnisse wahrhaft Epoche machend waren. Zum Besten der Armen wurde einstmals ein großes Concert arrangirt und Fräulein Stern sang auf den Wunsch meiner Mutter eine prachtvolle Romanze, die einen unerhörten Beifallssturm hervorrief.

Nach dem Concert war sie zum Souper in unserm Hause, an dem Heinrich und wir übrigen Geschwister Theil nahmen.

„Das wird wieder für Sie, liebe Stern," sagte meine Mutter, „in den nächsten Zeitungen ein Weihrauchdunst werden, der bis in den türkischen Himmel reicht. Schade, daß keinem der Herren je eingefallen ist, Ihnen ein Gedicht zu widmen. Das wäre doch einmal eine Abwechselung von dem prosaischen Loben."

Heine hatte den ganzen Abend über nur Blicke für die reizende Sängerin. Wer konnte ahnen an jenem Abend, was in der Brust des jungen Dichters vorging, von dem damals Niemand wußte, daß die Poesie schon sein ganzes Ich erfaßt hatte. Wie unendlich groß war die Ueberraschung der Mutter am andern Morgen, als ihr der geliebte Sohn, dessen sinnenden Blick bisher Niemand zu deuten verstand, das erwähnte Gedicht, kalligraphisch schön auf Velinpapier geschrieben und mit Arabesken verziert, ängstlich übergab. Der Schluß lautete:

„Das war ein laut verworr'nes Schallen,
Das mich aus meinen Träumen rief,
Verklungen war jetzt die Legende,
Die Leute schlugen in die Hände,
Und riefen „Bravo" ohne Ende;
Die Sängerin verneigt sich tief."

In dem Schlusse dieses Gedichtes spiegelt sich schon die ganze künftige originelle Dichtungsweise Heine's ab.

Das Gedicht gefiel ungemein; die Sängerin küßte in ihrem Entzücken den ganz verwirrt gewordenen jungen Dichter, und behielt die Romanze als das theuerste Andenken.

Wenn ich nicht irre, ist das Gedicht damals, ohne Unterschrift des Dichters, in einem Düsseldorfer Blatte abgedruckt worden.

Von jener Zeit an sah man mit ganz andern Augen auf den jungen Herrn des Hauses.

6.

Der Musik-Lehrer.

Es war die Absicht unserer Mutter, daß ihre sämmtlichen Kinder recht musikalisch gebildet würden. Heinrich sollte Violine spielen lernen. Ein Lehrer wurde angenommen, die Musikstunden bestimmt, die auf einem oberen Stübchen eines in dem Garten gelegenen Flügels unseres Hauses in Düsseldorf stattfinden sollten. Meine Mutter kümmerte sich um nichts weiter, als daß der Lehrer allmonatlich richtig bezahlt

wurde. Heinrich that, nämlich in Worten, als ob er ganz für die Violine lebte.

So war ein Jahr hingeflossen, als einstmals um die Zeit der Musikstunde meine Mutter im Garten spazieren ging. Zu ihrer größten Befriedigung hörte sie ein gutes und fertiges Violinspiel. Sie freute sich schon in der Seele über die Fortschritte ihres Erstgeborenen und eilte die Flügeltreppe hinauf, um dem gewissenhaften Lehrer recht sehr zu danken. Als sie die Thür öffnete, sah sie zu ihrem großen Erstaunen, wie Heinrich der Länge nach auf einem Divan lag, der Lehrer vor ihm auf und ab ging, und ihn mit seinem Violinspiel unterhielt. Die Sache klärte sich damit auf, daß auf diese Weise die Musikstunden gegeben worden waren und mein Bruder nicht die Tonleiter rein zu spielen vermochte. Der Lehrer wurde verabschiedet, und bei dem ausgesprochenen Widerwillen Heinrich's gegen die Violine hatte ein für alle Mal der Musikunterricht sein Ende.

7.

Der Tanz-Lehrer.

Ich kann auch erzählen, wie der Tanzunterricht sein Ende nahm, gegen den Heinrich einen noch

größeren Widerwillen hatte. Der Tanzlehrer, klein, dünn, schmächtig, aber grob, quälte den Knaben immerfort mit Battements, so daß er alle Geduld verlor und Grobheit gegen Grobheit austauschte. Ein vollständiger Conflict begann, und der auf's Höchste gereizte Knabe warf den leichten Tanzlehrer aus dem Fenster. Glücklicher Weise fiel er auf einen Misthaufen, und wurde von meinen Eltern mit einer Geldsumme entschädigt. Heinrich hat nie im Leben wieder getanzt.

8.

Der Jugendfreund.

Heinrich hatte, als er das Gymnasium in Düsseldorf besuchte, nur mit sehr wenigen Jünglingen intimen Umgang. Er wählte immer, wie später in seinem ganzen Leben. Sehr befreundet jedoch war mit ihm der Sohn eines reichen Kornhändlers, der von seinem Vater des Spinozismus wegen fast verstoßen war. Dieser Sohn saß selten am väterlichen Familientisch; mit einem Häring und einem Stück Brod in der einen Tasche, philosophische Schriften in der andern, brachte er viele einsame Stunden in den Nebenalleen des Hofgartens zu. Er wurde des-

halb auch der Häringsphilosoph, auch wohl der Atheist genannt. Heinrich hatte mit ihm geheime Zusammenkünfte, da der junge absonderliche Mensch auch in unserem Hause sehr ungern gesehen wurde. Gewiß ist, daß die beiden jungen Leute gemeinschaftlich Spinoza's Werke gelesen, sich mit rationalistischen Schriften früh vertraut, und überhaupt sehr ernste, gar nicht ihrem Alter gemäße Discussionen geführt haben. Ich bin fast überzeugt, daß hier eine Mitveranlassung zu dem später so poetisch ausgebildeten Weltschmerz stattgefunden, und ein Mißachten dessen, was vielen Anderen mit Recht oder Unrecht erhaben schien, geschaffen wurde.

Mein Bruder sprach nie gern über den jungen, gelbbleichen Menschen mit dem unheimlichen Blicke. Doch fehlt's nicht an Andeutungen, daß das Kornwuchergeschäft seines Vaters, dem auch sein jüngerer von ihm gehaßter Bruder sich hingab, so frühzeitig sein Gemüth erbittert, so menschenfeindlich gestimmt hat.

Dieser Freund der frühesten Jugend Heinrich's, eine Zusammenmischung von Galle, Zerknirschung, Exaltationen und einigen guten Anlagen zu einem Marquis Posa, soll sehr befähigt, sprachgewandt und kenntnißvoll gewesen sein; er hat auf Heine's ratio=

nalistische Richtung entschiedenen Einfluß gehabt. Es war vielleicht ein Glück, daß jener so frühzeitig gestorben ist.

9.

Die Spinne.

In den sonnigen Mittagsstunden liebte Heinrich in unserm Hausgarten zu promeniren. Auf diesen Spaziergängen war ich oft im Gespräche an seiner Seite, und hier flößte er dem dreizehnjährigen Knaben die Liebe zur Poesie, zum Wissen ein; hier schöpfte ich zuerst aus dem reichen Borne seiner poetischen Seele. Der vortreffliche Bruder, frei von jedem Egoismus, bedauerte nicht die durch mich verlorenen Stunden, wenn ich auch oft wenig von seinen Mittheilungen verstand.

Heinrich liebte sehr das Arbeiten und Treiben der Spinnen zu beobachten. Einstmals standen wir vor einem großen wunderbar gearbeiteten Netze einer in der Mitte desselben lauernden mächtigen Kreuzspinne. „Sieh Max," sagte er, und zeigte auf die gefangenen und ausgesogenen Fliegen in dem Netze, „sieh, so geht es auch dem Dummen in der Welt. Die Spinne ist unser Lebensfeind, das Netz seine

falschen und verlockenden Worte, — aber der Kluge, der Entschlossene macht es so," und damit schlug er mit einem Stocke das ganze schöne Netz rasch herunter. Auf der Erde kroch die große Kreuzspinne, er zeigte auf sie hin und sagte zu mir: „Tödte sie ja nicht! wenn man des Feindes Werk gründlich vernichtet, verstehst Du? wenn man seine Pläne gänzlich vereitelt hat, braucht man ihn nicht zu tödten, man läßt ihn laufen."

10.

Der Vater und Goethe's Gedichte.

Ich erinnere mich noch, als ob es heute geschehen wäre, der Ueberraschung unserer Eltern beim Empfange der ersten Gedichte meines Bruders. Durch die Post kam das sauber gedruckte grün eingebundene Bändchen mit dem Titelblatte: Gedichte von H. Heine, 1821. Verlag der Maurer'schen Buchhandlung in Berlin.

Wohl hegte man im elterlichen Hause seit mehreren Jahren den Verdacht, daß Heinrich poetischen Unfug, wie ein lieber Verwandter sich auszudrücken pflegte, treibe. Aber, daß er die Keckheit hätte mit einem ganzen Bande Gedichte mit voller Namens-

unterschrift vor die Welt zu treten, das erregte beinahe Bestürzung.

Die so günstigen öffentlichen Recensionen, das gute Urtheil zuverlässiger, geistig begabter Freunde der Familie, milderten allmählich den Eindruck des Schreckens. Mit wachsendem Wohlgefallen hielt der Vater das Büchlein in den Händen, die Mutter gönnte ihm unbelauscht einen freundlichen Blick, und, was mich betrifft, so imponirte mir gewaltig unser gedruckter Name. Von nun an folgte der Vater dem beginnenden Rufe des Sohnes und forschte nach den öffentlichen Urtheilen.

Goethe stand damals in höchster Blüthe, sein vergötterter Name schien Alles zu verschlingen, was nur in der deutschen Literatur auftauchen wollte. Die Literaturgeschichte weiß von den sogenannten Goethe-koraxen damaliger Zeit viel zu erzählen, die Alles verneinten, was nicht von dem hohen Meister ausgegangen. Man sprach und schrieb nur über Goethe, und dies ewige Geträtsch, diese fast kindische Abgötterei mit dem Namen Goethe, der Anfang und Ende aller Literaturblätter und Journale bildete, machte unter diesen Umständen, nach den Ansichten des Vaters, die Concurrenz seines Sohnes Heinrich mit dem großen Goethe doch bedenklich.

„Wie soll mein Junge aufkommen?“ sagte mein

Vater oft, „wenn man immer und immer nur von Goethe sprechen will?“

Dieser Umstand machte dem guten Vater die größten Widerwärtigkeiten; er hatte sich zuletzt, ohne daß er es wußte, in einen wahren Haß gegen Goethe hineingelebt. Nun wollte es noch der böse Zufall, daß unser ganzes Haus selbst für Goethe schwärmte, all' überall ein Band von Goethe's Gedichten zu finden war. So oft nun der Vater unwillkürlich einen dieser Bände öffnete und ihm der verhaßte Titel: „Gedichte von Goethe“ in die Augen fiel, verfinsterte sich sein sonst so heiteres, freundliches Antlitz. Wir aber konnten nicht ohne Goethe sein. Die Mutter erfreute sich an den Elegien, Heinrich las immer wieder die kleinen reizenden Gedichte, und ich lernte die „Braut von Korinth“ und den „Gott und die Bajadere“ auswendig.

Da verfiel mein Bruder auf einen absonderlichen Gedanken, um dem Kummer des Vaters ein Ende zu machen. Plötzlich waren die so elegant eingebundenen Bände der „Gedichte Goethe's“ von ihren respectiven Plätzen verschwunden, und an ihrer Stelle lagen ganz armselig eingebundene Bücher, deren Titel lautete: „Gedichte von Schulze.“ Heinrich hatte die Bücher umbinden, den Namen Goethe sanft auskratzen und die Stelle mit „Schulze“ überkleben

lassen. Als der Vater zufällig einen Band dieser Bücher öffnete und „Gedichte von Schulze“ las, legte er ganz heiter zufrieden den Band bei Seite und dachte bei sich: „weder dieser Schulze, noch ein Müller, noch ein Meier, werden dem Namen meines Sohnes hinderlich sein.“ Die Mutter aber, die sofort den Witz bemerkt hatte, nahm einst in Abwesenheit des Vaters einen Band, schlug den Titel auf, und sagte, indem sie den Finger auf die Stelle legte, wo „Goethe“ verschwunden und „Schulze“ hineinescamotirt war: „Mein lieber Sohn, möchtest Du einst nur halb so berühmt werden, wie „Schulze“ der Verfasser dieser Gedichte.“

11.

Der unglückliche Hexameter.

Mein Bruder Heinrich war mehrmals gegenwärtig, wenn ich, als Primaner des Gymnasiums, meine prosodischen Arbeiten anfertigte. Ich hatte damals eine große Vorliebe für das classische Metrum, und durch vieles Uebersetzen und tägliche Uebung eine außerordentliche Leichtigkeit in Anfertigung von deutschen Distichen erlangt. Obgleich Heinrich die Alten hochschätzte, und bereits damals durch seine Gedichte

einen großen Namen als Poet erworben hatte, so hatte er sich doch im deutschen Hexameter bisher nie versucht. Wir sprachen viel über diesen Gegenstand. Ich citirte Goethe's herrliche Elegien und forderte meinen Bruder auf, auch einmal in diesem Versmaße einen Gegenstand poetisch zu bearbeiten. Ich wiederholte mehrmals Goethe's reizenden Vers, wo er auf den Nacken der Geliebten „mit fühlendem Auge und sehender Hand" des Hexameters Maß scandirt hat.

Endlich ging Heinrich an die Arbeit, und als ich an einem der nächsten Vormittage in sein Zimmer trat, kam er mir mit einem Blatt entgegen, freudig ausrufend: „Siehst Du, auch ich bin unter die Hexameter gegangen." Er recitirte mir einige Zeilen eines Gedichtes: „Trost für Dido", wobei ich aber schon beim dritten Hexameter (keine kleine Satisfaction für einen Primaner) dem bereits berühmten Dichter in die Rede fiel: „Um Gotteswillen, lieber Bruder, dieser Hexameter hat ja nur fünf Füße." Und nun scandirte ich ihm mit wichtigster Schulweisheit den Vers vor. Als er sich vom Fehler überzeugt hatte, zerriß er leider das Papier mit den Worten: „Schuster, bleib bei Deinem Leisten!"

Ein paar Tage nach dieser Begebenheit, wovon übrigens nicht mehr gesprochen worden war, stand

eines Morgens früh, als ich eben aufwachte, Heinrich vor meinem Bette. „Ach, lieber Max,“ begann er mit kläglicher Miene, „was für eine schauerliche Nacht hab' ich gehabt.“ Ich erschrak. „Denke Dir, gleich nach Mitternacht, eben als ich eingeschlafen war, drückte es mich wie ein Alp; der unglückliche Hexameter mit fünf Füßen kam an mein Bett gehinkt und forderte von mir unter den fürchterlichsten Jammertönen und schrecklichsten Drohungen seinen sechsten Fuß. Ja, Shylock konnte nicht hartnäckiger auf seinem Pfunde Fleisch bestehen, als dieser impertinente Hexameter auf seinem fehlenden Fuß. Er berief sich auf sein urclassisches Recht und verließ mich unter schrecklichen Gebehrden nur mit der Bedingung, daß ich nie wieder im Leben mich an einem Hexameter vergreifen wolle.“

Heine hat Wort gehalten, denn außer einigen zahmen Xenien, in Gemeinschaft mit Carl Immermann verfaßt, hat er nie wieder in diesem Versmaße gedichtet.

12.

Der Barbier und der Sammetrock.

Als Heine in Bonn studirte, trug er gewöhnlich einen Studentenrock von schwarzem Sammet. Da der

Rock ziemlich abgetragen war, so bestellte er bei seinem Schneider einen neuen Rock vom schönsten blauen Sammet, und versprach seinem täglich kommenden Barbier seinen alten, welcher beständig im Vorzimmer an einem Nagel hing. Der Schneider brachte zur bestimmten Zeit den neuen schönen Rock und hing denselben an dem Nagel im Vorzimmer auf, von dem zufällig der alte Rock weggenommen war. Als Heine bald darauf rasirt wurde, sagte er dem weggehenden Barbier: „Heute können Sie den Rock draußen mitnehmen.“

Der Barbier dankte aufs Verbindlichste, empfahl sich und nahm aus dem Vorzimmer den schönen neuen Rock mit.

Heine kleidete sich nun an, um in seinem schönen neuen Sammetrocke spazieren zu gehen, wozu ihn ein eintretender Freund einlud. Wie erschrak er, als sein neuer Rock weg war; er sagte aber nichts weiter als: „Hat der Barbier Glück!“ und zog den alten an.

Späterhin in seinem Leben, so oft von einem Menschen die Rede war, der sehr viel Glück hatte, sagte er nichts weiter, als: „Hat das Barbierchen Glück!“ und erzählte dann ganz gemüthlich, wie er seinen alten Sammetrock und sein Barbier den neuen behalten hat.

13.

Bei Professor Hugo in Göttingen.

Bekanntlich hat man vor dem Doctor-Examen und der Promotion die Hälfte der Gebühren, wenn ich nicht irre zehn Louisd'ors, bei der Anmeldung dem betreffenden Decan der Facultät einzuhändigen. Nach dem Examen und vor der Promotion zahlt man die andere Hälfte.

Der Decan der juristischen Facultät in Göttingen, zu der Heine gehörte, war damals der hochberühmte Rechtsgelehrte Professor Hugo. Bei ihm meldete sich zum Examen und Promotion Heine, indem er die ganze Summe (20 Louisd'ors) dem Decan hinschob.

Professor Hugo aber schob die Hälfte der Summe zurück, indem er sagte: „erst, mein lieber Herr, müssen wir Sie prüfen.“ Heine schob die Hälfte der Summe wieder zurück, indem er sagte: „Prüfet Alles und behaltet das Beste.“

Bei demselben Professor Hugo passirte dem jungen Doctor juris folgendes Mißgeschick. So geizig Frau Professor Hugo auch war, so konnte sie doch nicht umhin, auf den Wunsch ihres Mannes zuweilen einige junge Herrn zum Souper einzuladen.

Auch Heine bekam einstmals eine solche auszeichnende Einladung.

Am kleinen runden Abendtische saßen Herr und Madame Hugo, Heine und noch ein junger Herr. Bei solchen frugalen Soupers ging es in der Regel sehr knapp zu. Madame Hugo schien auf einen kleinen Teller großes Gewicht gelegt zu haben, auf dem vier Saucischen, sparsam mit Teltower Rübchen garnirt, pretentiös ausgebreitet lagen. Natürlich war auf jeden der Tischtheilnehmer ein Saucischen berechnet. Ein interessanter Gegenstand der Unterhaltung beschäftigte die beiden jungen Herren.

Der Bediente präsentirte das famose Schüsselchen an Heine zuerst. Dieser, in der Hitze des Gespräches, in poetischer Vergessenheit, nahm das ganze Schüsselchen, setzte es vor sich hin, und, immerfort discutirend, verzehrte ein Saucischen nach dem anderen, wobei die Teltower Rübchen keine Schonung fanden.

Madame Hugo erbleichte, Herr Hugo drehte sich verlegen auf seinem Lehnstuhle und der andere Herr sah bald den essenden Heine, bald den verlegenen Wirth an. Mit eben so sattem Behagen und behaglichem Gefühl stand Heine von dem Tische auf, als die Anderen eben so unbehaglich wie wortlos ihre Sitze verließen.

Heine ist nie wieder bei Hugo's eingeladen worden.

14.

Der spukende Student.

Obgleich Heine die Jurisprudenz zu seiner Fachwissenschaft gewählt hatte, so fand er sie doch zu trocken, um nach seiner Art Geschmack daran zu finden, und unterließ keine Gelegenheit an den guten juristischen Professoren in Göttingen seinen Witz auszuüben.

Auch Meister, sein berühmter Pandektenlehrer, blieb nicht verschont, und die Gasse, in welcher Meister sein Collegium las, hieß allgemein die Pandektengasse.

Heine wußte durch seine Freunde das Gerücht allgemein auszubreiten, daß in der Pandektengasse allnächtlich ein Geist spukte. Die Göttinger Philister wagten gar nicht daran zu zweifeln; es hieß nämlich, der spukende Geist sei ein Student, der im Collegium von Meister sich zu Tode ennuyirt habe, und dessen Seele nicht ehe Ruhe finden könnte, bis Meister einmal einen Witz machen würde. Die Geschichte hat Meister dermaßen geärgert, daß er sein Collegium aus der Pandektengasse in eine andere Straße verlegt hatte. Doch soll bis zum Tode Meister's der spukende Geist keine Ruhe gefunden haben.

15.

Wie fünfviertel Jahre ein Jahr ausmachen.

Es ist leicht denkbar, daß die Mutter oft ihre Noth hatte mit der Sturm- und Drangperiode ihrer drei Söhne. Sie hatte viel zu schlichten, aber noch mehr zu bezahlen. Der Geldbeutel Heinrich Heine's war von jeher ein Danaidenfaß. Ueber das Maß freigebig, für Freunde sich aufopfernd, echt philanthropisch gesinnt, hatte er es bei sehr großen Einkünften nie zu ordentlicher Finanzwirthschaft gebracht; wohl verstand er sehr gut zu berechnen, was er einnahm — was er aber ausgab, vergaß er vollständig.

Die Mutter, ebenso praktisch wie klug, rechnete auch ganz vortrefflich, kam aber einmal bei ihrem genialen Sohn sehr zu kurz.

Während Heinrich die Universität Göttingen besuchte, war die Einrichtung getroffen, daß ihm alle drei Monate eine Geldanweisung zugeschickt wurde, die er bei einem dortigen Kaufmann in Baarem einlösen konnte. Nun verstand es Heinrich, durch allmähliche Vorausnahme und sonstige Confusion erregende Correspondenzen dahin zu bringen, daß er einmal in einem Jahre fünf Quartalgeldanweisungen erhielt, was die Mutter erst nach mehr als einem

Jahr bemerkt hatte. Sie war nicht wenig piquirt, daß sie, die gute Rechnerin, von ihrem Sohne, dem schlechten Finanzmann, so übervortheilt worden war. Sie ließ es still hingehen, doch jedesmal später, wenn der geniale Sohn ihr etwas Problematisches für positiv ausgeben wollte, sagte sie ganz ruhig: „Lieber Sohn, nicht jedes Jahr hat fünf Vierteljahre," und damit wurde der Gegenstand abgebrochen.

16.

Der Nachbar und seine Gedichte.

Der Student Heinrich Heine bewohnte in Göttingen bei einem Färber auf der Wehnder Straße zwei große, hübsche Zimmer, viel besucht von den Mitgliedern der „Westphalia", derjenigen Landsmannschaft, der Heine angehörte.

Ihm gerade vis-à-vis auf der Straße wohnte der Studiosus Adolph......, der späterhin unter den lyrischen und frommen Dichtern einen berühmten Namen sich erworben hat. Damals aber mußte Adolph die ersten Sporen auf dem Felde der Lyrik verdienen, und dies unter den Augen eines so witzigen, satyrischen und originellen Dichters wie Heine.

Wenn dieser sich amüsiren wollte oder des Schla=

fes bedürftig war, so öffnete er sein Fenster, und rief mit lauter Stimme über die ganze Straße: „Adolph!" lud ihn zu sich ein und bat Gedichte mitzubringen. Adolph, gutmüthig, sanft und fromm, folgte sofort der ihm so schmeichelhaften Einladung. Nun begann das Vorlesen des in Verzückung gerathenden Dichters. Nach jedem Gedicht, so mittelmäßig es auch war, oder nach dem Ausspruche eines Heine matt und leer erschien, sagte Heine: „Weißt Du, Adolph, das ist Dein Bestes."

So ging es mit allen Gedichten ohne Ausnahme ein Jahr lang, und vom jedesmaligen letzten Gedichte hieß es: „Adolph, das ist Dein Allerbestes, bitte noch einmal," worauf denn nicht selten Heine eingeschlummert war.

Adolph hielt diesen Schlummer für überwallendes, zur Abspannung verzücktes Gefühl Heine's, schlug dann seine Mappe zu, und ging überglücklich auf den Fußspitzen aus dem Zimmer nach Hause. Ein Werdender ist, wie Goethe sagt, immer dankbar.

Einstmals hatte Heine einige Freunde bei sich, muntere, aufgeweckte Studenten. Die Rede kam auf lyrische Poesie und angehende, empfindsame Poeten.

„Wollt Ihr ein capitales Exemplar dieser Sorte," sagte Heine, „so kann ich damit aufwarten." Heine rief über die Straße hin: „Adolph!" und Adolph

erschien sofort mit der großen Mappe voll von Gedichten.

Nun muß ich vorher berichten, daß Adolph's Ideal Hulda hieß, und er hatte an sie, wie Schiller einst an Laura, eine Unzahl Gedichte unter allen möglichen Aufschriften gerichtet.

Die junge Gesellschaft, durch Heine's malitiöse Bemerkungen schon ohnedies zur ungeheuersten Heiterkeit gestimmt, saß im Kreise. Mit süßer, lispelnder Stimme und schmachtend verklärten Augen begann Adolph sein erstes Gedicht mit den Worten: „Hulda schifft.“ Wer je auf einer Universität gewesen, oder auch nur mit Studenten Umgang gehabt, der kennt das Unaussprechliche dieses Wortes in der Studentensprache. Nicht in ein Gelächter, sondern in ein wahres unartikulirtes Brüllen brach die ganze Gesellschaft aus. Es war unmöglich, auch nur für einen Augenblick Ruhe und Stille wieder herzustellen. Gern hätte Heine gesagt: „Adolph, das ist Dein Allerbestes,“ aber für heute blieb es bei dem verhängnißvollen: „Hulda schifft.“ *)

---

*) Seit jener Zeit sind mehr als vierzig Jahre verflossen, und Adolph, heute als Dichter, Gelehrter und Mensch viel geachtet und geehrt; wird seines damaligen so muthwilligen Universitäts-Freundes noch gerne gedenken. M. H.

17.

Das schöne Mädchen bei Göttingen.

Allen, die in den zwanziger Jahren in Göttingen studirt haben, dürfte es wohl noch in Erinnerung sein, daß die ein Stündchen von Göttingen gelegene anständige Kneipe, die „Landwehr“ genannt, von vielen Studenten besucht wurde.

Ganz besonders mag den ehemaligen Burschen das schöne Schenkmädchen, „Lottchen von der Landwehr“ geheißen, in Erinnerung geblieben sein. Dieses Mädchen war eine reizende Erscheinung. Höchst anständig, gleich freundlich gegen alle Gäste, bediente sie alle mit wunderbarer Schnelligkeit und graziöser Behendigkeit. Sehr oft besuchte Heinrich Heine in Begleitung seiner Freunde aus der Landsmannschaft der Westphalia diese Schenke, um daselbst zu Abend zu essen, gewöhnlich „eine Taube“ oder eine „Viertel Ente mit Apfelcompot“. Das Mädchen gefiel auch Heine, er liebte mit ihr zu scherzen, wozu sie übrigens weder Veranlassung noch Erlaubniß gab, ja einstens umfaßte er sie, um sie zu küssen.

Da hätte man das beleidigte Mädchen sehen müssen; vor Zorn ganz roth stellte sie sich vor Heine hin und hielt eine so würdevolle Ansprache, kanzelte

ihn dermaßen moralisch herunter, daß nicht blos er, sondern alle übrigen Studenten, die anfangs dieser Scene recht fidel zugesehen hatten, ganz verlegen und kleinlaut davon schlichen.

Heine blieb längere Zeit von der Landwehr weg und erzählte allenthalben, wie ein junges, seiner weiblichen Würde bewußtes Mädchen allezeit den kräftigsten Schutz gegen jede Frivolität in sich selbst berge. Nach einem Monat zog es ihn jedoch wieder nach der Landwehr mit der eitlen Absicht, das hübsche Mädchen völlig zu ignoriren. Wie war er aber erstaunt, als er in die Schenke trat! Das Mädchen kam heiter lächelnd ihm entgegen, gab ihm die Hand und sagte ganz unbefangen: „Mit Ihnen ist's etwas ganz Anderes, als mit den übrigen Herren Studiosen; Sie sind ja schon so berühmt wie unsere Professoren; ich habe Ihre Gedichte gelesen, ach, wie herzlich schön! Und das Gedicht vom „Kirchhof" weiß ich fast auswendig, und jetzt, Herr Heine, können Sie mich küssen in Gegenwart von allen diesen Herren. Seien Sie aber auch recht fleißig und schreiben Sie noch mehr so schöne Gedichte."

Als mein Bruder mir später, fast gegen Ende seines Lebens, diese kleine Geschichte erzählte, sagte er wehmüthig: „Dies kleine Honorar hat mir mehr reine Freude verursacht, als späterhin alle die blin-

kenden Goldstücke von Herrn Hoffmann und Campe."

Lottchen wurde später recht glücklich verheirathet und bekam viele Söhne, deren ältester, zur Erinnerung an den berühmten Dichter, Heinrich genannt wurde.

18.

Die Spazierfahrt.

Folgende sehr heitere Scene mit meinem Bruder bleibt mir unvergeßlich. An einem schönen Tage machten wir in einer leichten, offenen Kalesche einen Ausflug von Göttingen nach dem einige Meilen entfernten preußischen Städtchen Heiligenstadt. Ein anmuthiger Chausseeweg führt dahin. Wir plauderten viel und moquirten uns über die lächerliche Titelsucht; Heinrich rief: „Wer mich Doctor juris schimpft, dem mache ich einen Injurienproceß, in welchem ich mit Hülfe der zehn römischen Tafeln selbst plaidiren werde, oder prügele ihn so lange durch, bis er auch den Doctor der Medicin ruft."

Mittlerweile waren wir an die Grenze des preußischen Staates gelangt, wo an dem schwarz-weißen Schlagbaume ein martialisches „Halt!" gerufen

wurde und ein Originalstück von Gamaschenfeldwebel mit purpurrother Nase zu uns herantrat. Er richtete an meinen Bruder folgende Fragen:

„Vorname?“

Antwort: „Heinrich.“

„Zuname?“

Antwort: „Heine.“

„Titel?“

Antwort: „Liegt schon im Namen.“

Nachdem der Feldwebel dies in Hieroglyphen auf einer Schiefertafel protokollirt hatte, begann er abermals zu fragen:

„Und der andere Herr. Vorname?“

Antwort: „Maximilian.“

„Zuname?“

Antwort: „Bruder.“

„Titel?“

Antwort: „Haupthahn zu Mariahüpp.“

Da ich gerade am letzten Sonntage zu Mariaspring (einem lieblichen Tanzorte in der Nähe von Göttingen und von den Studenten Mariahüpp genannt) sehr viel herumgetanzt hatte, so sollte der Haupthahn so viel als Haupttänzer heißen. Auch Obiges wurde von dem Grenzfeldwebel gewissenhaft notirt, dann kam die Frage:

„Nichts Zollbares?“

Antwort: „Nichts, außer Gedanken und Schulden.“

Wieder eine Frage:

„Absicht der Reise nach Heiligenstadt?“

Antwort: „Um katholisch zu werden.“

Bekanntlich ist das in diesem Winkel gelegene Heiligenstadt eine streng katholische Stadt.

Der Preuße machte ein gar ernstes Gesicht, schüttelte mit dem Kopfe und schloß mit der Frage:

„Kehren die Herren zurück?“

Antwort: „In der Nacht als Bischöfe.“

So wurde damals bei den Studenten nach den bekannten Getränken Jeder benannt, der vom „Bischof“ schon zu viel und vom „Cardinal“ noch zu wenig hatte.

Hat nicht hierin vielleicht das Gerücht, als ob Heine katholisch geworden, seine historische Begründung gefunden?

19.

Die weiße Medicin.

Auf einer Reise von Berlin nach Hamburg begleitete ich meinen Bruder. Wir fuhren mit einem Lohnkutscher und konnten demnach unsere Reisestationen nach Willkür eintheilen. Am zweiten Reisetage

gegen Mittag fühlte sich mein Bruder sehr unwohl; wir beschlossen sofort in der nächsten kleinen Stadt Halt zu machen und zu nächtigen. „Lieber Max," sagte mein Bruder zu mir, „ich fühle mich sehr aufgeregt, verschreibe mir etwas."

Ich erfüllte sofort seinen Wunsch und verschrieb eine beruhigende Arznei, die ich mit Mandelsyrup versetzen ließ. Die Medicin sah demnach ganz weiß aus.

Als Heinrich den ersten Löffel eingoß, sagte er: „Zu Dir habe ich volles Vertrauen; ich sehe, Du bist kein Brownianer."

Zur näheren Erklärung diene, daß mein Bruder oft braun aussehende Mixturen eingenommen hatte, die ihm sehr zuwider waren.

Bekanntlich war John Brown der Gründer des nach seinem Namen benannten Brownianismus, eines Systems, das, auf falsche Grundsätze basirt, viel Unheil in der Arzneiwissenschaft angerichtet und leider vielen Menschen das Leben gekostet hat.

20.

Onkel und Neffe.

Wohl schwerlich gab es einen größeren Contrast zwischen zwei Menschen als den zwischen Heinrich

Heine, dem großen Dichter, und seinem Onkel Salomon Heine, dem großen Bankier.

Man kennt den lebenslustigen, Niemanden schonenden, nie sparenden, Jeden unterstützenden, genialen Neffen, der, als ein Dichter von Gottes Gnaden, sich für den Beherrscher aller mit Geld gesegneten Menschen hielt. Die Rothschilds, die Foulds, die Meyerbeers und andere Millionäre wissen davon ein Lied zu singen, ganz wie das schöne „Lied von der Reue" im Buche der Lieder, das immer „wieder auf's Neue" anfängt.

Ganz besonders aber sah er seinen Onkel (da der Vater, der ältere der Brüder, frühzeitig gestorben war) als ein damals noch nicht entdecktes Californien an, wobei es oft unentschieden blieb, wer mehr gewaschen wurde, der das Geld gab, oder der es bekam.

Salomon Heine, der bekanntlich über so viele Millionen gebot, der reichste Mann des reichen Hamburg, war auch genial, auch voller Witz und Humor und hatte vor seinem Neffen das voraus, daß er nie seine Zeit mit Poesie verloren und sein Leben lang nur solchen schriftlichen Arbeiten obgelegen hatte, die fünf- und sechsprocentige Renten abgaben, oder sonst vortheilhaft discontirt werden konnten. Beide, Onkel und Neffe, fühlten heimlich und unausgesprochen im

Innern ihren gegenseitigen Werth und ihre volle Bedeutung, geriethen aber, zusammengekommen, allezeit in baldigen Conflict. Der Onkel, der durch Mühen, bewunderungswürdige Thätigkeit und intelligenten Fleiß so kolossale Reichthümer selbst erworben, blieb immer, seinem Principe nach, einfach, nie verschwenderisch, allezeit den Werth des Groschens hochschätzend, was ihn jedoch nie verhindert hat, Hunderttausende für wohlthätige Zwecke wegzuschenken. Der Neffe, der den Werth des Geldes gar nicht kannte, immer bereit war so zu leben, als ob er über Millionen zu verfügen hätte, schien in der That in der Idee befangen zu sein, als ob der reiche alte Onkel nur deswegen auf Erden wandelte, um seine enormen Ausgaben und Schulden zu bezahlen. Und das hat der brave gute Onkel nicht selten gethan; bei welchen Gelegenheiten es aber an kräftigen Sermonen auch nicht gefehlt hat.

Onkel und Neffe, von Herzen edel und gut, konnten bei dieser großen Verschiedenheit des Alters und so direct entgegengesetzten Ansichten vom praktischen Leben nicht sehr lange harmonisch neben einander gehen; zwei so positive Pole! Das war denn auch wohl mit die Hauptursache, daß Heinrich nie lange in Hamburg auszuhalten pflegte und die erste Gelegenheit, das heißt wenn der Onkel sich tüchtig an-

pumpen ließ, benützte, um verschiedene Reisen zu unternehmen.

Heinrich hatte bereits die Tragödie Radcliff geschrieben, die um so pikanter war, als er einen Hamburger Mann, den der Onkel mit Aufträgen unbedingten Vertrauens beehrt hatte, der sich jedoch, wie es sich später erwies, sehr schuftig benommen hatte, mit vollem Namen unter die im Stücke vorkommenden Gauner eingereiht hatte. (Beiläufig gesagt, wurde späterhin, aus Familienrücksichten, der Name des Gauners umgeändert.)

Als der Onkel einstmals in aller Gemüthlichkeit seinen Morgenkaffee schlürfte, sagte der Neffe zu ihm: „Ich muß das Land meines Radcliff, ich muß England sehen."

„So reise," entgegnete der Onkel.

„Aber in England ist sehr theures Leben."

„Du hast ja unlängst Geld bekommen!"

„Ja, das ist für das tägliche Brod, aber für den Namen, für die Repräsentation habe ich auf Rothschild einen guten Creditbrief nöthig."

Und richtig, der gute Onkel gab dem Neffen, der unlängst erst eine hübsche Summe erhalten, von der Mutter hundert Louisd'or Extra-Reisegeld bekommen, zur Repräsentation einen Creditbrief von vierhundert Pfund Sterling, d. h. 10,000 Francs,

sammt dringender Empfehlung an Baron von Rothschild in London mit.

Die Abschiedsworte des Onkels lauteten noch: „Der Creditbrief ist nur zur formellen Unterstützung der Empfehlung, mit Deinem baaren Reisegeld wirst Du schon auskommen. Auf glückliches Wiedersehen!“ Und was that der Dichter? Er war kaum vierundzwanzig Stunden in London, als er sich bereits auf dem Comptoir Rothschild's mit seinem Creditbriefe präsentirte und die zehntausend Francs gemüthlich einstrich. Dann ging er zum Chef des Hauses, Baron James von Rothschild, der ihn sofort zu einem solennen Diner einlud.

Der Onkel Salomon Heine saß eines Morgens abermals gemüthlich beim Kaffee, rauchte seine lange Pfeife und öffnete die von London eingelaufenen Geschäftsbriefe. Es war gerade so viel Zeit seit der Abreise seines Neffen aus Hamburg verstrichen, als die nächste Post aus London zur Meldung seiner glücklichen Ankunft daselbst nöthig hatte. Der erste Brief, den der Onkel öffnete, war die Anzeige von Rothschild, daß er das Vergnügen gehabt, seinen berühmten, charmanten Neffen persönlich kennen zu lernen, und die Ehre genossen, den Credit von zehntausend Francs auszuzahlen. Die Pfeife fiel dem Alten aus dem Munde, hoch sprang er von seinem

Lehnstuhl auf und rannte mit dem Schaum vor dem Munde in dem Zimmer auf und ab. Die gute Tante (von der ich die Beschreibung dieser ganzen Scene habe) sah erschrocken auf ihren Mann, der nur von Zeit zu Zeit die Worte ausstieß: „Der Teufel hole Rothschild mit seinem Vergnügen und sammt der Ehre, die er gehabt hat, mein Geld auszuzahlen!“ Dann wandte er sich zu seiner Frau: „Ich sage Dir, Betty, der kann mich ruiniren.“ Den ganzen Tag über, jedem Bekannten an der Börse, erzählte er die große Begebenheit und rannte Abends noch zu unserer Mutter mit den bittersten Klagen. Ich glaube, hätte Goethe den zweiten Theil seines Faust damals schon veröffentlicht gehabt, der Alte hätte sich hingestellt und mit Mephistopheles declamirt:

„Bei wem soll ich mich noch beklagen,
Wer schafft mir mein erworbnes Recht?
Ich bin geprellt in meinen alten Tagen,
Hab' nichts verdient, es geht dem Onkel schlecht.“

Unsere Mutter schrieb sofort eine strenge Epistel an den mittlerweile in London ungemein flott lebenden Sohn und bat um Aufklärung, um Rechtfertigung.

Die kam auch mit der folgenden Post, aber in sonderbarster Weise. Eine Stelle in diesem Briefe

lautete wörtlich: „Alte Leute haben Capricen; was der Onkel in guter Laune gab, konnte er in böser wieder zurücknehmen. Da mußte ich sicher gehen; denn es hätte ihm im nächsten Briefe an Rothschild einfallen können, demselben zu schreiben, daß das mit dem Creditbriefe nur eine leere Form gewesen, wie die Annalen der Comptoirs der großen Bankiers Beispiele genug aufzuführen wissen. Ja, liebe Mutter, der Mensch muß immer sicher gehen," und nun machte er noch den malitiösen Zusatz: „der Onkel selbst wäre nie so reich geworden, wenn er nicht immer sicher gegangen wäre."

Nicht unbedeutend war die Scene, als der geniale Neffe zum ersten Male wieder vor den erzürnten Onkel trat.

Vorwürfe über grenzenlose Verschwendung, Drohungen des Onkels, nie wieder sich mit ihm zu versöhnen — alles dieses hörte Heinrich mit der größten Ruhe an.

Als der Onkel endlich mit seinem Sermon zu Ende war, da hatte der Neffe nur die eine Antwort: „Weißt Du, Onkel, das Beste an Dir ist, daß Du meinen Namen trägst," und ging stolz aus dem Zimmer.

Diese kecke Aeußerung hat der Millionär lange nicht überwinden können, aber sein gutes Herz ver-

söhnte sich doch bald mit dem Genie des Neffen, dessen Zärtlichkeit bestimmt so lange vorhielt, als das Honorar des letzterschienenen Buches.

„Denke Dir," sagte einst der Onkel zu mir, nachdem er mir Obiges erzählt hatte, „er rechnet es sich noch zur Tugend an, daß ich ihm für seine Briefe an mich kein specielles Honorar zu zahlen brauche," denn Heinrich hatte wirklich einst im Uebermuth ihm geschrieben: „Jedes Wort, das ich schreibe, ist baares Geld für mich." Der edle Onkel hat es dennoch nicht unterlassen, dem Neffen eine lebenslängliche reichhaltige Pension auszusetzen, denn in seiner Seele erfreute er sich des hochberühmten, aber sehr theuren Neffen.

21.

Die Schwiegersöhne des Onkels.

Ich erwähnte bereits der Neider Heinrich Heine's. Dies betrifft besonders die dem Heine'schen Stamme angeheiratheten Personen, und namentlich die Schwiegersöhne des reichen Onkels. Von seinen blühenden Töchtern starben drei, Fanny, Friedericke, Amalie, im jugendlichen Alter, die vierte, Therese, mehr fromm als liebenswürdig, wurde mit dem

Dr. juris Adolph Halle verheirathet. Diese Ehe blieb kinderlos.

Dieser Schwiegersohn, übrigens ein Mann von vieler Bildung und großen juristischen Kenntnissen (er starb den 27. Januar 1866), ertrug den wachsenden Ruhm des jungen Heine nicht, ebenso wie der andere Schwiegersohn, Herr Christian Moritz Oppenheimer. Beide, stets den Onkel zu ihrem Vortheil leitend, hatten für meine Geschwister eifersüchtige Blicke und Mißwollen. Unsere kluge Mutter warnte uns allezeit und das mit Recht vor diesen Verwandten, die, zwar niemals mir persönlich, doch ganz besonders meiner Schwester in der Gunst des Onkels zu schaden gesucht, und auch in manchen Dingen wohl geschadet haben.

Wer wollte leugnen, daß der geniale Neffe, in jugendlichem Uebermuthe und Trotze, manchen Conflict mit dem strengen conservativen Onkel heraufbeschworen, der aber von den Neidern und ihren willigen Trabanten weidlich ausgebeutet wurde. Im Hause des Onkels gab es allezeit ein Heer von armseligen Schmarotzern, die, größtentheils jetzt schon zu Staube geworden, hier ungenannt bleiben mögen.

Edler Bruder, bei den gewaltigen Waffen, die Dir zu Gebote standen, hast Du dennoch alle diese

Schwiegersöhne geschont, aus Achtung vor dem Onkel, und späterhin aus Rücksicht für den von Dir wahrhaft geliebten Vetter, Karl Heine, den einzigen damals noch lebenden Sohn des alten Onkels.

Ich aber, der wahrhaftiges Material für den künftigen Biographen eines Lieblings der deutschen Nation zusammenhäufe, ich, persönlich unbetheiligt an den oben angedeuteten Umtrieben, kenne diese Rücksicht nicht für die in den Heine'schen Stamm eingepfropften Verwandten und Hausschmarotzer. Diese waren es hauptsächlich, welche Onkel und Neffe so oft aneinander gehetzt, jedem von beiden vielseitigen Verdruß bereitet, der sprudelnden Poësie die prosaischsten Kränkungen zugefügt, und damals (auch noch später) in Hamburger und anderen Zeitschriften das glänzende Bild des jungen Dichters zu verdunkeln sich abgemüht haben!

Wenn also der künftige Biograph von den Verwandten Heinrich Heine's sprechen sollte, so gebe ich ihm diese Seitenverwandten und, ausnahmsweise, auch einen früher rothhaarigen, scharfnäselnden Agnaten, der Fuchs genannt, vollkommen Preis. Die Russen haben ein Sprüchwort: „Keine Familie ohne Mißgeburt.“ In der That, dieser Verwandte, der sich zu Heinrich Heine verhält, wie die Käsemilbe

zu dem Königsadler, hatte, freilich aus sicherem Versteck und im Verein mit den angeheiratheten Seitenverwandten, möglichst oft mitgeholfen, die beginnende Laufbahn des Dichters mit Gift zu bespritzen. Heine hat nie davon Notiz genommen.

Die directen Mitglieder der Heine'schen Familie aber, sammt ihren vortrefflichen Ehefrauen, Mathilde (die Wittwe des Dichters), Emma (die verstorbene Gattin Gustav's), Henriette (meine Gattin), haben allezeit den hohen Werth Heine's anerkannt, und ihn mit gerechtem Stolze den Ihrigen genannt.

Der künftige Biograph möge demnach nicht übersehen, daß alle nächsten Verwandte Heinrich Heine's, auch die von Seiten der Mutter (die übrigens nicht Louise, wie in einer fehlerhaften Biographie steht, sondern Betty hieß), das Leben des Dichters erheitert, und ihre liebevolle Theilnahme nicht selten durch Thaten bekräftigt haben.

Eine sehr drollige Figur war Herr Christian Moritz Oppenheimer. Er spielte gern den Engländer, den Millionär, den höchst feinen Gentleman, dem aber seine Manieren nicht entsprachen. Der Onkel hatte Tage, wo er ihn sehr malitiös behandelte, und das geschah einstmals in sehr eklatanter

Weise. Herr Oppenheimer war, ehe er dem Heine-schen Hause zugetheilt war, lange Zeit in Geschäften des Onkels in London gewesen. Der Onkel, dessen einfache Erziehung aus dem vorigen Jahrhundert stammte, kannte nur die deutsche Sprache, und haßte es in der Seele, wenn zwei Deutsche sich französisch oder englisch unterhielten.

Nun traf es sich einst, an einem Sonntage, wo sehr große Tafel war, und viele ausgezeichnete Fremde eingeladen waren, daß auch eine deutsche Dame, die eben aus London angekommen, Herrn Oppenheimer gegenüber saß. Die Dame sprach schönes Deutsch, aber Herr Oppenheimer ergriff jeden möglichen Augenblick, um laut über den ganzen Tisch weg mit der Dame eine englische Conversation anzubinden. Das verdroß den alten Onkel, den Nachbar der Dame; ehe man es sich versah, sprach er von Erziehung und sagte dann, zu der Dame gewandt, mit lauter Stimme: „Sehen Sie, meine gnädige Frau, meine Erziehung hat blutwenig meinen armen Aeltern gekostet; was glauben Sie aber, was mich das kostet, daß hier mein Schwiegersohn (und er deutete auf Herrn Christian Moritz Oppenheimer) Englisch spricht? Einige hunderttausend Mark hat er mir in England verhandelt — aber dafür auch Englisch gelernt."

Ich muß noch bemerken, daß ein anderer der Schwiegersöhne des Onkels, Herr Dr. med. Schröder, sehr eigensinniger Natur, großer Sollicitant, mit dem Onkel oft hart aneinander gekommen ist.

Ein Nachbar, neben dem Landsitze des Onkels in Ottensen, hieß Herr Gumpel, ein sehr reicher Mann, der dem Onkel in Allem gern nachahmte.

Dagegen machte es dem Onkel vielen Spaß, womöglich diesem Nachbar irgend einen Schabernack zu spielen, wobei Herr Gumpel gewöhnlich auch den Kürzeren zog.

Als einstmals auf die Schwiegersöhne des Onkels die Rede kam, es war gerade zur Zeit, als Herr Gumpel sich in der schlechtesten Laune befand, sagte er schadenfroh: „Den Doctor Schröder habe ich von Salomon Heine's sämmtlichen Schwiegersöhnen noch am Liebsten; denn der ärgert den Alten am Meisten."

Gelegentlich die Bemerkung, daß der in den Reisebildern Heinrich Heine's klassisch gewordene Marchese Gumpelino mit dieser Familie nicht ganz außer Connex steht, was natürlich den alten Onkel höchlichst erfreute. Wie David den Saul mit der Harfe, so konnte ich den Onkel, wenn er

seine Brummstunde hatte, aufheitern, sobald ich ihm nur das Kapitel vom „Marchese Gumpelino“ vorlas.

22.

Der Oelhändler.

Zu den Bekannten Heine's in Hamburg gehörte auch ein junger Kaufmann, der vielerlei Geschäfte angefangen hatte und doch nie auf einen grünen Zweig kommen konnte. Endlich gerieth dieser Kaufmann auf die Idee einen „Oelhandel“ zu beginnen, nachdem so viele seiner commerciellen Unternehmungen bereits mißglückt waren.

Als Heine dies gehört hatte, rief er seufzend aus: „Armer N., das ist Deine letzte Oelung!“ und richtig, die Prophezeiung ging alsbald in Erfüllung. Der junge Kaufmann wurde auch in diesem seinem letzten Geschäfte banquerott, verließ den Handelsstand und schlug einen ihm mehr zusagenden Lebensweg ein. Derselbe ist jetzt angesehen und reich, hat aber von seinem letzten Geschäftszweige her einen solchen Widerwillen gegen das Oel behalten, daß er bis jetzt, wie man sagt, selbst den Salat ohne Oel ißt.

23.

Ein neuer Verwandter.

Heine schrieb manches seiner herrlichen kleinen Gedichte in Lüneburg, in welcher Salinen-Stadt die Eltern zur Herstellung der Gesundheit des Vaters einen zeitweiligen ruhigen Aufenthalt genommen hatten. Zu diesen Gedichten gehören z. B. „Nacht lag auf meinen Augen," „Mein Herz, mein Herz ist traurig," und die Stelle in dem Gedichte:

„Am alten grauen Thurme
Ein Schilderhäuschen steht,
Ein rothgeröckter Bursche
Dort auf und niedergeht."

bezieht sich auf die damals noch rothuniformirten hannoverschen Soldaten. Die ganze Beschreibung in diesem Gedichte paßt genau auf die damalige Localität des Lüneburger Walles. Der junge Ruhm des nur erst einige zwanzig Jahre zählenden Dichters drang schon bis in die Schichten der höheren intelligenten Gesellschaft und man suchte seine Bekanntschaft. Der dortige General-Superintendent Christiani hatte einen Sohn, Namens Rudolph Christiani, Dr. juris, welcher beim Stadtmagistrate angestellt war.

Dieser noch junge Mann war sehr schön, von großer Eleganz, liebenswürdigen Manieren, kenntnißreicher Aesthetiker und, was man damals so zu nennen beliebte, ein geschätzter Stadtpoet. Er suchte Heine gleich auf, schloß mit ihm innige Freundschaft und blieb immer sein poetischer Leibknappe. Beide verlebten täglich viele Stunden bei einander. Das mit den Worten beginnende Gedicht: „Diesen liebenswürdigen Jüngling" bezieht sich ganz auf Doctor Christiani; es ist eine gereimte Photographie des Mannes, unvergleichlich wahr in den Worten:

„Zierlich sitzt ihm Rock und Höschen,
Doch noch zierlicher die Binde,
Und so kommt er jeden Morgen,
Fragt, ob ich mich wohl befinde?"

Dieser Christiani ist derselbe, der, zum Deputirten in der hannoverschen Kammer gewählt, als gewandter Redner der Opposition den Ministern zu seiner Zeit schweren Verdruß gemacht hat. Deshalb nannte ihn auch Heine in einem anderen launigen Gedichte „den Mirabeau der Lüneburger Haide".

Auf diese Weise wurde nun Doctor Christiani mit uns Allen bekannt und besuchte auch immer, so oft er nach Hamburg kam, unsere dort verheirathete Schwester Charlotte. Ich will hier beiläufig erwäh-

nen, daß diese von uns innig geliebte, höchst liebenswürdige, seelen- und geistvolle Schwester, die Jugendgespielin Heinrich's, großen Einfluß auf das poetische Gemüth des Knaben gehabt hat, was auch an vielen Stellen im „Buche der Lieder" seinen entschiedenen Reflex gefunden. Ebenso wörtlich wahr wie plastisch schön ist das ganze Gedicht, das mit den Worten anfängt:

„Mein Kind, wir waren Kinder,
Zwei Kindlein, klein und froh;
Wir krochen in's Hühnerhäuschen,
Versteckten uns unter das Stroh."

Wer das „Buch der Lieder" gerade zur Hand hat, möge das Ganze nachlesen, und es wird ihm das volle, treue Bild zweier so interessanter Kinder, wie Heinrich und sein Schwesterchen, recht lebendig vor sein geistiges Auge treten.

Unsere Schwester, so begabt und intelligent sie auch war, theilte das Loos aller Töchter Eva's, die Lust Heirathen zu stiften, und so sprach sie denn von einer unserer Cousinen, die sich zum Besuche im Hause des reichen Onkels befand, so lange, bis der Doctor Christiani warm wurde, das junge Mädchen voll französischer Schwatzhaftigkeit, das auch Charlotte hieß, in unserer Familie kennen lernte und seine

entschiedene Neigung zur Heirath aussprach. Meine Schwester beeilte sich bei dem alten Onkel, von dem sie eine reiche Mitgift für die Nichte voraussetzte, ein dahinzielendes Wort fallen zu lassen, das aber für den ersten Augenblick ignorirt wurde. Schon glaubte meine Schwester die Sache für immer beseitigt, im Herzen selbst darüber nicht unzufrieden, weil sie fürchtete, indiscret und nicht diplomatisch genug verfahren zu sein. Da trat nach einiger Zeit, an einem Sonntag Morgen (dieser geschäftsfreie Morgen wurde vom Onkel immer den angenehmen und unangenehmen Familienangelegenheiten besonders gewidmet), der alte Onkel plötzlich und unangemeldet in das Boudoir meiner Schwester: „Guten Morgen, Lottchen! gieb mir einmal einen Bogen Papier, einen Bleistift und wiederhole mir ganz wörtlich, was Du mir über Doctor Christiani gesagt hast.“ Meine Schwester, die des alten Onkels lakonisches Verfahren zu gut kannte, war nicht wenig erschrocken, da sie wohl wußte, daß man hier nicht zu wenig sagen, und in dem, was man sagte, auch nicht ein Haar breit von der absolutesten Wahrheit abweichen durfte. Welch' eine schwere Aufgabe für eine Hochzeitsstifterin, die pflichtgemäß ihren Candidaten auf das Vortheilhafteste herausstreichen soll!

Nun gingen die Fragen los über Alles, Lebens-

weise, Tugenden, Vermögensverhältnisse und sonstige Fähigkeiten des designirten Bräutigams, was Alles vom Onkel, wie von einem Instruktionsrichter, zu Papier genommen wurde. Meine Schwester hielt das Kreuzfeuer der Fragen mit großer Vorsicht aus; die Partie kam zu Stande und der Onkel gab achtzigtausend Mark Banco der Nichte als Mitgift. Ein glänzender Polterabend, zu dem ich ein Festspiel mit Tanz geschrieben hatte, wurde von ihm arrangirt, die Trauung vom Vater Christiani's, dem alten General-Superintendenten, vollzogen, die Hochzeit in Ottensen (der schönen Villa des Onkels) gefeiert, und wir hatten eine Frau Doctor Christiani in unserer Familie.

Mein Bruder Heinrich, der damals schon in Paris wohnte, schrieb in Folge dieser neuen Verwandtschaft an Doctor Christiani einen ungemein heiteren Brief, der so anfing: „Wir können uns jetzt wie die Könige „mon cousin“ anreden,“ ꝛc. Da, wo Heinrich von Christiani's künftigem Onkel, dem Löwen der Familie, spricht, schreibt er ihm: „Fürchte Dich nur nicht gleich, wenn er brüllt, ist er doch sonst gut und edel, am umgänglichsten aber in der Fütterungsstunde.“

Dieser so höchst originelle Brief hatte Abschriften gefunden, und sollte den Feinden und Widersachern

des Dichters — und zu diesen gehörten ganz besonders Dr. Riesser in Hamburg, die Schwiegersöhne des Onkels, Halle und Oppenheimer — zur Angriffswaffe dienen, als Onkel und Neffe einstmals wieder in momentanen Conflict gerathen waren. Aber der gute Onkel nahm die Sache von der heitersten Seite, und unterschrieb einst einen in bester Laune abgefaßten Brief an mich mit den Worten: „Dein Dich liebender Onkel vor der Fütterungsstunde."

24.

Immermann's „Trauerspiel in Tyrol".

Keinen unter allen Dichtern seiner Zeit hat Heine so innig und warm geliebt als Karl Immermann, des Parnassus „jungen Adler", wie er ihn nannte. Immermann war vielleicht der Einzige, selbst seine nächsten liebsten Verwandten nicht ausgenommen, der nie seinen Witz, seine satirische Laune empfunden hatte. Er verschluckte ein mir heimlich mitgetheiltes Witzwort, das, wäre es damals ausgesprochen und öffentlich bekannt geworden, Immermann's schönes Werk, das „Trauerspiel in Tyrol", die Verherrlichung Andreas Hofer's, total lächerlich

gemacht hätte. Die ergreifende Schlußscene des Stückes stellt den Hofer dar, wie er nimmer glauben wollte, daß Tyrol und seine todesmuthigen, treuen Vertheidiger von Oesterreich aufgeopfert würden, und schließlich doch zu dieser Ueberzeugung gelangen mußte, als man ihm das dahin lautende kaiserliche Actenstück mittheilte, und Hofer, ganz vernichtet, das Document erschüttert anschauend, in die Schlußworte der Tragödie ausbricht: „Des Kaisers Siegel!“ Nun ist aber allgemein bekannt, daß der damalige Kaiser Franz von Oesterreich die große Passion hatte, freie Augenblicke der Anfertigung von Siegellack, in allen möglichen Farben, zu widmen. „Max,“ sagte Heinrich zu mir, als wir das Stück gelesen hatten, „was für eine Rührung müßte Andreas Hofer, oder ein Anderer im Publikum hervorbringen, wenn am Ende in Verzweiflung gerufen würde: „Des Kaisers Siegel—lack.“ Um Gotteswillen aber erzähle das nie weiter, ich liebe Immermann und schone ihn weit mehr als — meinen Bruder.“

25.

Der Kaffee nach Tisch.

Als Heine sich in München aufhielt, befand sich in der königlichen Familie des bairischen Hofes eine Prinzessin, die es sehr liebte, berühmte Namen bei sich zu sehen. Einstmals, nach Aufhebung der königlichen Tafel, nachdem bereits bei Tisch viel von dem jungen, genialen Dichter gesprochen war, und eine andere Prinzessin den Wunsch äußerte, den Verfasser des Gedichtes: „Ein Fichtenbaum steht einsam" kennen zu lernen, sagte die erstere: „Diesem Wunsche kann gleich Genüge geleistet werden, ich weiß, in welchem Künstlerkreise der Dichter zu finden ist," und sofort wurde ein königlicher Kammerdiener mit dem Befehl abgesendet, Herrn Heinrich Heine zum Kaffee ins Palais der Prinzessin zu entbieten. Der Kammerdiener richtete bei Heine seinen Auftrag pünktlich aus. „Mein lieber Freund," sagte der Dichter, „vermelden Sie Ihrer königlichen Hoheit meinen tiefsten Respect, und sagen Sie gefälligst Hochderselben: daß ich gewohnt bin, da meinen Kaffee zu genießen, wo ich auch zu Mittag gegessen habe."

26.

Die Soiree und das Astrolabium.

In München besuchte ich mit meinem Bruder Heinrich sehr oft das gastliche Haus der Gräfin D. Mittwochs war in der Regel große Abendgesellschaft. Notabilitäten jeder Art fanden sich da ein, und die Gräfin hielt etwas darauf, berühmte Fremde bei sich zu sehen. Allgemeine Unterhaltung belebte eines solchen Abends die ganze Gesellschaft, und namentlich begann ein alter Herr, höherer Marineofficier in holländischen Diensten, eine Seefahrt zu beschreiben, die viel Interesse darzubieten schien. Alle horchten aufmerksam zu. Da gebrauchte der Erzähler ganz zufällig das Wort Astrolabium (das bekannte Instrument, um Winkel nach Graden, Minuten u. s. w. auf dem Meere zu messen), als Heine in ein solches schallendes Gelächter ausbrach, daß nicht nur der Erzähler ganz betroffen innehielt, sondern auch die ganze herumsitzende Gesellschaft mit dem größten Befremden den Dichter ansah. Die Gräfin D., die Wirthin des Hauses, bat den Erzähler fortzufahren, und als dieser das Wort Astrolabium wiederholte, begann auf's Neue das Heine'sche Gelächter.

Man befürchtete allgemein eine durch nichts pro-

vocirte malitiöse Bemerkung Heine's; schon zeigte sich in den Mienen der Anwesenden Mitleiden mit dem so plötzlich chockirten Fremden, als die Gräfin D. das Wort rasch ergriff, und sagte: „Lieber Heine, haben Sie die Güte frei heraus zu sagen, was Sie in der so ernsten Erzählung, die uns Alle so interessirte, so außerordentlich lächerlich gefunden haben?" Jetzt sammelte sich Heine, stand auf, ging zum Fremden, gab ihm die Hand, und sagte: „Mein Herr, ich bin Ihnen Genugthuung schuldig, und die Achtung vor dem Hause verlangt, daß ich nicht einen Augenblick zögere. Erlauben Sie mir eine kleine Erzählung. Die jungen Damen mögen mich ruhig ansehen, die älteren dürfen die Augen niederschlagen.

„Als ich vor einigen Jahren in Göttingen Student war, ritt ich zuweilen und benutzte zur Bequemlichkeit eine Leibbinde, von den wissenschaftlichen Bandagisten Suspensorium genannt.

„Ich hatte eine sehr gewissenhafte Wäscherin, die jeden Gegenstand speciell mit dem Preise aufschrieb, und da las ich einst oben an: ein leinenes Astrolabium gewaschen, 6 Pfennige.

„Gott weiß, wie meine Wäscherin an diesen maritimen Ausdruck gekommen, und in diese Capitalverwechselung gerathen ist. Ich habe herzlich lachen

müssen, und heute, wo ich so plötzlich und unerwartet das mir so lächerliche Wort gehört, überfiel mich ein so krampfhaftes Lachen, daß ich beim besten Willen nicht im Stande gewesen, dasselbe zu unterdrücken, und ich bitte demüthig, wenn noch einer von den Herrn oder Damen etwas zu erzählen hat, mich auf das Wort Astrolabium gefälligst vorzubereiten."

Man kann sich denken, welche allgemeine Heiterkeit dieser Erklärung gefolgt ist. Die Gräfin D. reichte auf's Liebenswürdigste ihre schöne Hand dem jungen Dichter zum Kusse dar, indem sie sagte: „Nicht mit Unrecht hat man Sie den ungezogenen Liebling der Grazien genannt."

27.

Charlotte Stieglitz.

Während unseres Aufenthalts in Berlin besuchten mein Bruder Heinrich und ich oft das gastliche Haus von Varnhagen von Ense, wo die Sommitäten in der Wissenschaft sich gern um die berühmte Wirthin, die unvergleichliche Rahel, schaarten.

„Haben Sie Heinrich Stieglitz kürzlich gesehen," fragte eines Abends Varnhagen meinen Bruder.

„Seit längerer Zeit nicht."

„So kann ich Ihnen seine Adresse geben, er hält sich jetzt in Potsdam auf."

Auf dem Rückwege von Varnhagen nach Hause sagte mir mein Bruder: „Morgen früh um zehn Uhr fahren wir nach Potsdam, besuchen Heinrich Stieglitz, und Du wirst seine sehr interessante Frau kennen lernen."

So geschah es. Nach dreistündiger staubiger Fahrt, wozu man heutigen Tags kaum eine Stunde braucht, aßen wir in einem Potsdamer Hotel zu Mittag (eine Angelegenheit, die der gesunde Heinrich Heine sehr ungern verzögerte), besuchten dann Stieglitz und seine Frau, die in einem Gartenhause sehr einfach, aber angenehm wohnten.

Wir fanden eine sehr herzliche Aufnahme, und Charlotte Stieglitz ließ es sich nicht nehmen, uns einen wohlschmeckenden Kaffee vorzusetzen.

Der Eindruck, den das junge Ehepaar auf mich machte, war ein ganz eigenthümlicher, wenn ich ihn näher bezeichnen sollte, ein ängstlicher zu nennen. Aus Allem sprach die unsichere bürgerliche Lage, Ueberquellen dichterischer Phantasie, nirgends ein ruhiger Halt. Stieglitz und seine bewunderungswürdige Charlotte waren ernst, dagegen mein Bruder ausgelassen heiter; was mich betrifft, den beschei-

denen Beobachter, so fielen mir die sonderbaren Contraste nicht wenig auf.

Ich weiß nicht, wie es kam, die lebhafte Unterhaltung berührte auch den Heroismus der Frauen in der französischen Revolution.

„Mit dem Schlusse des vorigen Jahrhunderts," rief Stieglitz aus, „sind die thatvollen großen Frauencharaktere verschwunden, und die Weiber sind hervorgetreten."

„Sie meinen doch nicht die Berliner Waschweiber?" unterbrach ihn lachend Heine.

Da verfinsterten sich plötzlich die so schönen Gesichtszüge Charlottens, sie wandte sich rasch zu ihrem Manne um, legte ihre Hand auf seine Schulter, und sagte mit einem mir unvergeßlichen Ausdrucke ihrer Stimme:

„Also Du meinst wirklich, es giebt heut zu Tage keine Frauen mehr, wie jene Römerin, die Arria, welche ihrem Manne den blutenden Dolch wie eine Bonbonière präsentirte."

„Jedenfalls," setzte Heine scherzend hinzu, „gehörte er mehr zu den Weibern." Es wurde darauf noch Vieles über Literatur und hervorragende Persönlichkeiten Berlins gesprochen, und Abends fuhren wir nach Berlin zurück. Es war das erste und letzte Mal, daß ich Charlotte Stieglitz gesehen, aber nie

habe ich jene Stunden in Potsdam vergessen, die mir zu der späteren Katastrophe im Leben Charlottens den Schlüssel gegeben haben.

Auf dem Rückwege sprachen wir nur von dem Ehepaar, und da brach mein Bruder in die prophetischen Worte aus: „Weißt Du Max, die sind nicht glücklich zusammen, die zanken nicht mit einander, sondern hadern mit dem Schicksal; das ist die schlechteste Sorte von Verdruß, und ich sage Dir, entweder er wird verrückt, oder sie begeht einen Selbstmord."

Leider! hat die Zeit die Wahrheit dieser Worte bestätigt; noch heute gedenke ich des Schreckens, als die Trauerkunde durch ganz Deutschland flog: Charlotte Stieglitz hat sich ermordet, um ihren geliebten Mann, den von ihr überschätzten Dichter, von den Fesseln der Ehe zu befreien, und um durch ein erschütterndes Ereigniß, durch einen großen Schmerz, den wahnvollen Geist zu neuem Aufschwung zurückzuführen. Durch diesen Dolchstoß verblutete eines der edelsten und liebwerthesten Frauenherzen im Jahre 1834, aber Heinrich Stieglitz wurde dadurch nicht aufgerichtet; er starb 1849 in Venedig.

28.

Theeabenteuer.

Wer in Italien Reisen gemacht, wird sich erinnern, daß überall von Allen geklagt wird, wie selten guter Thee zu haben ist. Mein Bruder liebte sehr guten Thee, und er konnte gern aus dieser Ursache an irgend einem Orte, wo er ihn fand, längere Zeit verweilen. Aber nicht blos der gute Thee, den wir in unserer Locanda erhielten, fesselte uns an Lucca, sondern auch eine englische Familie, deren interessante Bekanntschaft zu machen wir gleich anfangs das Glück hatten. Sir James Brown oder Smith oder Bell, ich habe den Namen wirklich vergessen, hatte eine sehr starke, nach allen Seiten gut proportionirte Gattin und, sehr bemerkenswerth, zwei schöne, blondlockige Töchter. Ihre Namen habe ich nicht vergessen, die ältere hieß Arabella, die jüngere Sara. Wir wohnten in einem Hause, die englische Familie Bel-Etage und wir über ihnen, und kamen öfter in ihrem Salon zusammen. Man kann nicht immer in englische Augen sehen, man kann nicht immer über Shakespeare und Byron sprechen, und so führte uns unsere Unterhaltung auch einmal auf das wirthschaftliche Gebiet. Da hörten wir denn von allen Mit-

gliedern der Familie die einstimmige Klage über das schlechte Essen, und ganz besonders über den schlechten Thee in Italien.

„Letzteres, was den Thee betrifft,“ versetzte die gesetzte Mistreß, „können wir glücklicher Weise verbessern; wir führen jetzt überall unseren guten Thee aus England mit uns.“

„Bitte um Entschuldigung,“ unterbrach sie mein Bruder, „das Essen zwar will ich nicht besingen, aber der Thee, den uns unser Wirth Abends servirt, ist vortrefflich und macht dem Italiener alle Ehre.“

Es wurde über diesen Gegenstand viel hin und her gestritten, wir vertheidigten lebhaft die Thee-Ehre unseres dicken schwarzbärtigen Hauswirthes.

„Meine hochgeehrte Societé,“ sagte Heinrich in animirter Stimmung, „lassen wir Thatsachen sprechen, entscheiden Sie selbst, und schenken Sie uns morgen Abend die Ehre Ihres Besuches zu einer Tasse Thee in unserem home.“

Die Einladung wurde graciös angenommen. Anderen Abends, zur bestimmten Stunde, fand sich Alt- und Jung-England auf unserer Etage ein. Sonstige Einwohner gab es in diesem Hause nicht. Dem Wirthe war angedeutet, daß wir den Abend etwas früher als sonst den Thee wünschten, weil wir den einen oder den anderen Gast erwarteten. Wir

hatten schon geraume Zeit über alle möglichen Tagesinteressen geplaudert, und es war die höchste Zeit, daß der Thee servirt wurde. Kein Thee kam. Wir ließen den Wirth dringend erinnern, daß die schickliche Theestunde bereits im Verschwinden sei — es half nichts, kein Thee erschien. Unsere Verlegenheit nahm mit jeder Minute zu, und Heinrich, der vortrefflich Englisch sprach, wandte alle mögliche geistige Kraft auf, um die Unterhaltung in Fluß zu erhalten und die Secunden zu tödten. Doch — kein Thee kam.

In einem freien Moment der Unterhaltung bat Heinrich mich heimlich, selbst zum Wirthe zu eilen, um den so ängstlich erwarteten Thee herbeizuschaffen. Allein der Wirth erschien schon von selbst an der Schwelle unserer Zimmerthür mit Gesticulationen, als ob er nach dem alten System telegraphiren wollte; dabei entschlüpften seiner keuchenden Brust tieftönende Seufzer. Ich konnte aus der verrückten Exaltation des so unglücklich aussehenden Mannes nicht ganz klug werden und bat deshalb meinen Bruder, mit dem Wirthe sich selbst zu verständigen. Endlich, nach vielen Exclamationen, stürzte dieser die verzweiflungsvollen Worte heraus:

„Sie können heute Abend keinen Thee bekommen!"

Man denke sich nach dieser Erklärung unsere schmachvolle Lage: eine kaum kennen gelernte englische Familie laden wir zum Thee zu uns, sie ist so liebenswürdig, mit Beseitigung aller conventionellen Formen Großbritanniens, unsere Garçon-Wohnung zu betreten, wartet in aller Engelsgeduld auf ihr allabendlich gewohntes Fluidum, das wir noch extra so gerühmt hatten, und nun die Berliner Anzeige: „Is nicht!" Endlich erklärte sich unser in Schweiß triefender Wirth deutlich: da die englische Familie allezeit ihren Thee eine Stunde früher, als wir, zu genießen pflegte, so bekamen wir von dem aus ihren Zimmern zurückgebrachten guten Thee einen prächtigen Aufguß, der natürlich ganz vortrefflich schmeckte, nebenbei gesagt, dem Wirthe gar nichts kostete und von uns dennoch sehr theuer bezahlt wurde.

Eigenen Thee hatte er gar nicht im Hause. Da nun die Familie für diesen Abend zu uns zum Thee eingeladen war, also natürlich zu Hause keinen Thee zubereitet hatte, so fiel auch ebenso natürlich unser Aufguß für diesen Abend weg. Der unglückliche Wirth, der nicht wußte, daß gerade diese Familie bei uns Thee trinken würde, und kein sonstiges Arrangement eingeleitet hatte, theilte mit uns die ganze Verlegenheit des Wartens. Heinrich erzählte nun der ganzen Familie in den humorvollsten Aus-

drücken die ganze Wahrheit dieser tragi-komischen Geschichte, was ein langes, anhaltendes Gelächter hervorbrachte. Die blondlockigen Misses waren ganz besonders heiter. Das Ende vom Liede war, daß die englische Familie jetzt uns einlud, bei ihnen den so verspäteten Thee einzunehmen. In der größten Heiterkeit verließen wir Alle unsere Kneipe und stiegen lachend nach der Bel-Etage hinunter. Selten auf unserer Reise hatten wir einen so unvergeßlich heitern Thee-Abend zugebracht.

29.

Ein Besuch.

Heinrich Heine war eine Zeit lang der Redacteur der bei Cotta erscheinenden: „politischen Annalen“; mein Bruder Gustav ist Redacteur des vielverbreiteten beliebten „Fremdenblattes“ in Wien, und ich habe drei Jahre lang ein Petersburger belletristisches Journal „Magazin für angenehme Unterhaltung“, und siebenzehn Jahre lang „die medicinische Zeitung Rußlands“ redigirt und herausgegeben.

Es mag oft vorgekommen sein, daß drei Brü-

der Schriftsteller, aber daß drei Brüder auch Redacteure von Journalen gewesen, mag wohl selten stattgefunden haben.

Unsere Mutter scherzte viel über ihre Redacteur-Jungens, und bedauerte, nicht noch mehrere Söhne zu haben, weil sie dann recht viele Journale gratis erhalten würde. Sie schrieb mir auch einmal, daß sie nicht blos eine Mutter der Presse, sondern ganz besonders auch eine gepreßte Mutter wäre, was ihr jeder gern glauben wird, wenn man die Sturm- und Drangperiode ihrer drei Söhne sich vergegenwärtigt.

Mein Bruder Gustav besuchte Heinrich in Paris, als derselbe schon längst auf beiden Hemisphären des Erdballs den glänzendsten Ruhm erworben hatte. Er theilte seinem Bruder mit, daß er einige neue Gedichte geschrieben habe.

„Gieb sie mir," sagte Gustav zu dem Dichter, „ich werde sie durch mein Blatt verbreiten."

Heinrich war Anfangs ganz verdutzt, machte aber ein harmloses Gesicht und sagte dann im demüthigsten Tone: „Ach, lieber Bruder, Du hast Recht; das ist eine gute Idee. Da kann ich ja noch berühmt werden."

Heine schonte auch seine Brüder nicht, wenn er

ein satyrisches Wort auf der Zunge hatte, aber wir haben es dem „Schalk" nie übel genommen.

Bei oben erwähntem erstmaligen Besuche in Paris wurde Gustav von seiner Gattin Emma begleitet, welche klein, zart und schmächtig war. In großer Aufregung, endlich den geliebten Dichter zu sehen, warf sie sich in Heinrich's Arme, dessen Gattin Mathilde, eine große, volle, stattliche Gestalt, daneben stand.

„Bruder," sagte Heinrich, indem er seine neue Schwägerin umarmte: „Du hast klüger wie ich gehandelt. Du hast von zwei Uebeln das kleinere gewählt."

Fast um dieselbe Zeit, als Heinrich starb, wurde dem Bruder Gustav ein Sohn geboren, der zur Erinnerung an den Dichter auch Heinrich getauft wurde.

30.

Das Monument in Hamburg.

In einer der vielen unvergeßlichen Stunden, die ich in Paris am Krankenbette meines Bruders verplauderte, war auch einmal die Rede von dem prophetischen Geiste des wahren Dichters.

Ich vertrat diesen Gegenstand auf das Lebhafteste: „Bist Du nicht selbst, lieber Heinrich, das schlagendste Argument dazu; hast Du nicht selbst diese Wahrheit kolossal bewiesen? Wie hättest Du in Deinem frühesten Jünglingsalter sagen dürfen:

„Ich bin ein deutscher Dichter,
Bekannt im deutschen Land,
Nennt man die besten Namen,
Wird auch der meine genannt."

„Du hast früh herausgefühlt, was der reife Mann seinem Vaterlande einst gelten würde. Auch bin ich sicher, daß ein Monument für Dich in unserer Vaterstadt Düsseldorf, dessen einstige Herstellung Du mit so vieler Ironie in den Reisebildern anticipirt hast, nicht gar zu lange Zeit wird auf sich warten lassen."*)

„In Hamburg hab' ich schon eins," unterbrach mich mit satyrischem Lächeln der Dichter.

„Wo?" rief ich erstaunt.

„Wenn Du von dem Börsenplatze Dich links hältst, so siehst Du ein großes, schönes Haus, das dem Verleger meiner Reisebilder, Herrn Julius Campe, gehört. Das ist ein prachtvolles Monu-

*) Am Hause, in welchem Heine zu Düsseldorf geboren wurde, befindet sich jetzt schon eine Erinnerungstafel.

ment aus Stein, in dankbarer Erinnerung an die vielen und großen Auflagen meines Buches der Lieder."

Zur Ergänzung des Heine-Campe'schen Briefwechsels.

Der Herausgeber des Heine'schen Briefwechsels (im Verlag von Hoffmann und Campe) hielt es für schicklich, den Anfang des an Julius Campe gerichteten Briefes Nr. 222 gänzlich weg zu lassen, weil er „unerquickliche und gereizte Auseinandersetzungen über eine Gelddifferenz enthält, die auf Mißverständniß beruhte und sich schließlich zur Zufriedenheit Beider aufklärte." Wir begreifen aber nicht, warum den Herausgeber gerade bei diesem Briefe an seinen und Heine's Verleger ein solcher Scrupel urplötzlich überfallen hat, den er doch bei der Veröffentlichung so vieler anderer Briefe Heine's, die gleichfalls „sehr unerquickliche und gereizte Auseinandersetzungen" über Geldpunkte mit seinem Oheim und seinem Vetter Carl Heine enthalten, gar nicht gekannt zu haben scheint. Deshalb um so auffallender, weil auch diese von der Klatschpublizistik so ausgebeuteten Geldconflikte gleichfalls schließlich

ihre Lösungen „zu Beider Zufriedenheit“ gefunden haben, folglich eben so gut hätten wegfallen können.

Ich bin aber unter anderen Concepten auch schon längst im Besitze des von Heinrich Heine *eigenhändig* geschriebenen Conceptes zu oben angeführtem Briefe (Nr. 222), den ich hier in seiner ganzen Fassung *unverkürzt, buchstäblich* mittheile:

„Paris, den 19. December 1844.

Ich danke Ihnen, liebster Campe, daß Sie mir die Augen geöffnet und mir gezeigt haben, daß ich mit Ihnen eben so gut wie mit Andern die herkömmlichen Sicherheitsmaßregeln nehmen muß, wenn ich nicht meine sauer erworbenen paar Pfennige einbüßen will. Da ich letztere jetzt nothwendiger gebrauche als ehemals, wo ich weder krank noch verheurathet war, so will ich sie wohl schon zu vertheidigen wissen. Es ist vielleicht ein Freundschaftsdienst, daß Sie mir eine Lektion gaben, wie man niemanden trauen soll.

Ich kann freilich mich noch nicht entschließen zu glauben, daß Sie um eine Summe, die nicht der Mühe werth, mich beeinträchtigen wollen, ich habe auch kein Recht vor der Hand an etwas anderes zu glauben als an einen Irthum; das wahrscheinlichere bleibt, daß ein Hintergedanke bei Ihnen im Kopfe

ist, wie dies oft bei Ihnen vorkommt und den ich nicht errathen kann. Der Himmel verzeihe es Ihnen aber, daß Sie mich in einem Augenblicke beunruhigen, wo mein Herz von großen Kümmernissen niedergedrückt ist, und wo ich in Arbeiten stecke, die alle meine Geisteskräfte in Anspruch nehmen.

Voriges Jahr rechneten wir ab, bey einer geringen Differenz zeigten Sie sich ganz generös und Sie zahlten mir die paar Franks aus, die ich noch forderte; ich hätte sie auch ohne Bedenken sakrifisirt, da die Sache verwickelt war.

Dies Jahr aber sind die Sachen so klar wie zwey mal zwey vier ist. Als ich mit Ihnen vorigen Winter den großen Contract abschloß, stipulirten wir 1200 Mark Banco für den Band neuer Gedichte, worin ich auch den Atta Troll zu geben versprach. Sie erinnern sich, nicht ich, sondern Sie schlugen mir jene Summe vor, die ich, der andern wichtigen Stipulationen wegen, ohne Widerrede annahm, obgleich ich von jedem andern Verleger das vierfache (hier bot mir jemand 10,000 Francs) für ein solches Buch haben konnte. Ferner ward stipulirt, daß ich bis 1848 jährlich 200 Mark Banco von Ihnen bekomme. Als ich nach Paris zurückgekehrt und mein Wintermärchen geschrieben und Ihnen dasselbe zum Verlag antrug, habe ich dafür

als Honorar 1000 Mark Banco bedungen und wohlwissend, daß ich ein politisches Poëm geliefert, das in die Tagesintresse eingreifen müsse, machte ich Ihnen in der Freude meines Herzens den Vorschlag dieses Gedicht (das Wintermärchen) nicht besonders herauszugeben, sondern anstatt des zahmen Atta Troll in den neuen Gedichten aufzunehmen, dessen Succes dadurch gesichert; wobei ich Ihnen ausdrücklich das Recht einräumte, später den Atta Troll besonders herausgeben zu dürfen, ohne mir dafür ein nachträgliches Honorar zu zahlen. Sie haben mir in Hamburg selbst sehr gern eingestanden, daß das eine glückliche Idee war in Ihrem Interesse; ich sage Ihrem, nicht meinem Interesse, wenigstens nicht in meinem Geldinteresse, da mir für das Wintermärchen auch jeder andere 1000 Mark Banco gegeben hätte. Ja, ich hätte mehr draus ziehen können. Indem ich Ihnen treulichst behülflich war, das Gedicht noch besonders herausgeben zu können, da dieses Gedicht es war, das dem neuen Gedichte den rasend großen Absatz bereitete, hätte ich wahrlich von Ihnen wo nicht eine Gratifikation doch gewiß einen ehrlichen Dank erwartet. —

Addiren Sie die erwähnte Summe, so hatte ich 2400 Mark Banco von Ihnen in diesem Jahre zu bekommen, wobei ich Ihnen nur noch den Atta

Troll zu besonderem Abdruck zu liefern hatte. Sie zahlten diesen Sommer für mich an die Ordre von Henri Heine einmal 400 Mark Banco und einmal 1000 Mark Banco, das macht zusammen erst 1400 Mark Banco. Als ich nun jüngst die restirenden 1000 Mark auf Sie trassirte, habe ich Ihnen wahrscheinlich noch ausdrücklich bemerkt, daß ich eigentlich über das Geld nicht eher verfügen sollte, bis ich Ihnen den Atta Troll geliefert, daß Sie ihn aber bald erhalten werden. Hierauf antworten Sie mir lakonisch, daß Sie mir nichts schuldig seyen.

Ich hoffe Sie werden meine Tratte angenommen haben. Liegt Ihrem unglücklichen Briefe nur der Gedanke zum Grunde, daß ich auf die trassirten 1000 Mark Banco keine Ansprüche habe, ehe ich den Atta Troll geliefert, so bitte, lieber Campe, sagen Sie es mir gleich und ich will es Ihnen glauben und wenigstens das Widerwärtigste des Mißtrauens in meinem Herzen zurückdrängen; wahrlich letzterer würde bitterer in mir nagen und mir schmerzlicher seyn, als ein Geldverlust von lumpigen 1000 Mark. Aber wie gesagt,"

NB. Jetzt erst beginnt der Brief Nr. 222 in dem angeführten Briefwechsel mit den Worten:

„schreiben Sie mir gleich, damit ich mit erleichter-

tem Gemüthe über eine Publikation schreiben kann, die sehr dringend; ich muß nämlich eine Reihe Briefe über Deutschland publiziren voll der wichtigsten Polemik. Schreiben Sie mir umgehend und rauben Sie mir keine Zeit durch unnütze Auseinandersetzungen.

Ich zögerte mit dem Atta Troll, weil ich einige Stücke hinzufügen wollte und diese auf dem Schauplatz des Gedichtes, in den Pyreneen, dieses Frühjahr schreiben wollte. Gedichte müssen überhaupt mehrfach umgearbeitet werden. Wie oft änderte Ariost, wie oft Tasso. Der Dichter ist nur ein Mensch, dem die besten Gedanken erst hinternach kommen. Das Wintermärchen ist auch in der jetzigen Gestalt unvollendet, es bedarf bedeutender Verbesserung und die Hauptstücke darin fehlen. Ich habe den heißesten Wunsch diese so bald als möglich zu schreiben und Sie zu bitten, eine umgearbeitete und stark vermehrte Ausgabe des Gedichtes zu veranstalten. Sie werden sehen, wie es dadurch vollendet seyn wird, und welcher Nachjubel entsteht."

NB. Die jetzt in dem abgedruckten Briefe (Nr. 222) des Briefwechsels folgenden zehn Schlußzeilen fehlen in dem von Heinrich

Heine eigenhändig geschriebenen Concepte. Dies Concept schließt mit folgenden Zeilen:

„Während ich aber nur an die Poesie denke, sind Sie nur auf geldliche Vortheile, ja auf Uebervortheilung bedacht. — Ich wünschte, Sie glaubten ein Bischen an Gott."

So mußte der todtkranke Lieblingsdichter Deutschlands mit seinem Verleger feilschen, und wurde bei seiner ihm sparsam zugemessenen Arbeitskraft noch zu einem Briefwechsel gezwungen, der schließlich überzeugt, daß Heine bei anderen Verlagsverhältnissen wohl mehr als ein solches oben erwähntes Campe'sches Monument von Stein sich hätte schaffen können.

31.

Ganz angenehm.

Wie man ganz unschuldiger Weise die Veranlassung zu einer poetischen Licenz werden kann, beweist Folgendes.

Es gab eine Zeit, und sie liegt jetzt weit hinter uns, wo sehr viel und sehr oft von der Knutenstrafe in Rußland, besonders von Ausländern, geredet und gefabelt wurde. Man hätte glauben können, daß die längst gänzlich abgeschaffte Knute zu seiner Zeit ein sehr bekanntes Strafwerkzeug gewesen wäre. Dem war aber nicht so. Wie Viele sind in Rußland geboren und in hohem Alter daselbst gestorben, und haben doch nie einer die Todesstrafe vertretenden Execution mit der Knute beigewohnt. Ja, wie äußerst Wenige haben das Instrument selbst je mit Augen gesehen.

Meine Neugierde ließ mich deshalb nicht ruhen, bis ich einstmals selbst Augenzeuge eines solchen Strafactes wurde.

Es war beim kaum beginnenden Tage in der Frühe eines grauen Wintermorgens, als ich mich, fast in fieberhafter Aufregung, auf dem Richtplatz einfand. Wir mußten längere Zeit bei kaltem Nord-

winde auf beschneitem Boden stehen, und den Delinquentenzug erwarten.

Ich kannte einen der im Militair-Carré stehenden Officiere, mit dem ich mich unterdessen unterhielt. Auch ihm muß es sehr kalt zu Muthe gewesen sein:

„Warum," sagte er, „sind Sie an einem so unfreundlichen Tage gekommen, im Sommer ist es hier ganz angenehm."

Wie in Emilia Galotti das das Todesurtheil unterschreibende: „Recht gern," ging mir dies „ganz angenehm" auf dem Knutenplatze durch Mark und Bein.

Ich habe es nie vergessen können, und bei einer zufälligen Gelegenheit meinem Bruder Heinrich erzählt. Das war etwas für seinen Humor, und darauf bezieht sich die Stelle in einem Gedicht:

„Rußland, dieses schöne Reich,
Würde mir vielleicht behagen,
Doch im Winter könnte ich
Dort die Knute nicht vertragen."

32.

Abschiedsgedicht an mich.

Heine war für Besuche sehr zugänglich. Viele gebildete Menschen aus allen Ländern, von den verschiedensten politischen Ansichten, Damen der höchsten Aristokratie und Blaustrümpfe jeglicher Zunge lauschten seinen Worten. Er ließ sich sehr ungenirt gehen, das Herz lag auf seinen Lippen.

Sehr viele Damen aus Rußland, welche bei uns in großer Achtung und Ansehen stehen, fanden sich zum Besuche bei ihm ein, und Alle müssen mein Zeugniß bestätigen, daß Heine allezeit mit großer Liebe über Rußland und vollster Hochachtung von Rußlands Monarchen gesprochen hat. Wer wollte aber leugnen, daß sich hie und da in Heine's Worten und Schriften über Rußlands innere Verhältnisse, Mißbräuche und Unzulänglichkeiten, die bereits einer historischen Zeit angehören, auch sarkastische, satyrische Bemerkungen eingeschlichen haben.

Wie aber würde Heine, wenn er noch die Morgenröthe des geistigen Aufschwungs des heutigen Rußlands, wenn er die Epoche Alexander's II. erlebt hätte, wie würde er das neue Rußland beglückwünscht haben!

Unter den vielen Besuchern am Krankenbette meines Bruders hat es nicht an Erzdemagogen, und besonders an Polen gefehlt, die ihm Ansichten und Aeußerungen über Rußland zugeschrieben haben, an die er im Leben nie gedacht hat. Er hatte ein sympathisches Herz für die Armuth, für das Elend, für den Hunger aller Unglücklichen, darum hat er auch Manchen unterstützt. Und wie haben Viele es ihm vergolten? Mit Verleumdungen jeder Art! Dies hat sein eigener Mund mir gestanden. Crapülinsky und Waschlapsky und der große Eselinsky sind wahrlich nicht bloße Schöpfungen seiner Phantasie.

Ich benutzte jede Gelegenheit, um meinen Bruder über das wirkliche Rußland gänzlich aufzuklären, und nicht, wie es ihm und dem ganzen Auslande verlorene Söhne ihres Vaterlandes vorgemalt haben.

Mit großem Interesse hörte er meine Schilderungen des gastlichen Landes an, dem ich mich mit so vieler Liebe angeschlossen habe. Mit brüderlicher Freude hörte er alle Einzelheiten aus meinem Privatleben, wie das sociale, gesellige, philisterlose Petersburg mir so unendlich lieb geworden, und wie ich daselbst bereits so manches Decennium in gesunder Heiterkeit zugebracht habe.

Er erkundigte sich besonders nach unserem Win-

terleben, und da gab es gar vielen Stoff von den großen Bällen, Soireen, Piqueniks, Maskenbällen, Theatern und dergleichen zu erzählen, so daß er mich oft in heiterster Laune mit den Worten unterbrach: „So flogst Du von Kuhschwanz zu Kuhschwanz!"

Nun muß ich zur näheren Verständigung dieses so trivial klingenden Ausdrucks die Erklärung zufügen, daß in der Studentensprache „Kuhschwanz" ein Tanzvergnügen der ungenirtesten Art genannt wird.

Der Göttinger Student, wenn er zu einem Tanzvergnügen, bal-champêtre, oder sonst dergleichen Jubel aufgefordert wurde, sagte nie anders als: „famosen Kuhschwanz".

Es gereicht mir noch heute zur großen Freude, daß die naturwüchsigen Erzählungen aus meinem Leben in Rußland meinen theuren Bruder sehr oft erheitert, und trotz der körperlichen Schmerzen zu anhaltendem Lachen angeregt haben. Er dankte mir oft mit herzlichstem Händedruck für diese harmlos heiteren Stunden, die ihm, ohne zu große Aufregung, so viel Vergnügen gewährten. Mit Seufzen gestand er mir, daß die Besuche so vieler fremder, neugieriger Personen ihn äußerst ermatteten.

Am letzten Morgen, als ich von ihm Abschied nahm, riß er plötzlich aus einem Buche ein weißes Blatt Papier, und schrieb mit raschen Zügen folgen-

des Gedicht, das er mir dann vorlas, und, wehmüthig lächelnd, unter Kuß und Umarmung einhändigte:

An meinen Bruder Max.

Max! Du kehrst zurück nach Rußlands
Steppen, doch ein großer Kuhschwanz
Ist für Dich die Welt: Plaisir
Bietet jede Schenke Dir.

Du ergreifst die nächste Grete,
Und beim Klange der Trompete
Und der Pauken, dum! dum! dum!
Tanzest Du mit ihr herum.

Wo Dir winken große Humpen,
Läßt Du gleichfalls Dich nicht lumpen,
Und wenn Du des Bacchus voll,
Reimst Du Lieder wie Apoll.

Immer hast Du ausgeübet
Luther's Wahlspruch: Wer nicht liebet
Wein und Weiber und Gesang —
Bleibt ein Narr sein Lebenlang.

Möge, Max, das Glück bekränzen
Stets Dein Haupt, und Dir kredenzen
Täglich seinen Festpocal
In des Lebens Kuhschwanz-Saal!

Paris, den 20. Juli 1852. Heinrich Heine.

Das Original dieser mir so theuren Reliquie steht jedem Verehrer der Heine'schen Muse bei mir

zur Ansicht offen. Mir aber gelten diese humorvollen Zeilen als ein unschätzbares Werthzeichen des unvergeßlichen Bruders.*)

33.

Die Krankheit.

Ich habe die feste Ueberzeugung und Heine starb auch mit derselben, daß Paris und die Behandlung der früheren französischen Aerzte sein Leben um viele Jahre verkürzt haben.

Heine's zarter Organismus, ein Gehirn- und Nervensystem, 'das in steter Vibration sich befand, das durch das leiseste Geräusch, Klopfen, Clavierspielen, ja Vogelzwitschern auf das Schmerzhafteste aufgeregt wurde, eine so reizbare, sensitive Natur wurde allezeit mit den schwächendsten Mitteln mißhandelt. Die Herrschaft des damals in Frankreich sehr verbreiteten Systems von Broussais hatte auch für ihn seine verderblichen Folgen.

---

*) Ich erwarte von der Loyalität eines jeden Blattes, welchem etwa obiges Gedicht nachzudrucken beliebt, daß auch die ganze dem Gedichte voranstehende, so nothwendige Einleitung mitgetheilt wird.

Aderlässe, Blutegel, Abführungen und dergleichen schwächende Mittel genügten, den Zustand des außerdem noch von täglicher Migräne geplagten Kranken trostlos zu machen. Fern von der lebenzehrenden Residenz Paris, in den Händen eines gebildeten deutschen Arztes, hätten wir den Dichter länger behalten können. Zuletzt war alle Behandlung nur palliativ geworden; immerfort Opiate zur Bekämpfung und Erleichterung der Krämpfe und Kolikschmerzen. Und dennoch hat sich in diesem von Schmerzen unterwühlten Körper ein frischer, sprudelnder, heiterer Geist voller Witz, Ironie, Satyre und epigrammatischer Schärfe bis zum letzten Lebenshauche erhalten! Seine Füße waren gelähmt, so wie die Augenlider, aber nicht die Sehkraft.

Er bedurfte stets der größten Pflege. Eine seiner Wärterinnen, eine Mulattin, nahm ihn wie ein Kind in die Arme und legte ihn vom Bett auf den Divan. Ich war einmal Zeuge, wie er also vom Divan auf das aufgemachte Bett zurückgebracht wurde. „Max," sagte er lächelnd zu mir, „wenn Du nach Deutschland kommst, so kannst Du erzählen, wie ich in Paris auf Händen getragen werde."

Zur selben Zeit fragte ihn sein Arzt: „Wie ist Ihr Geschmack?" — „Gar keiner," antwortete er, „wie der von Herrn Scribe." Was Heine so oft

von seiner Matratzengruft gesprochen und was noch öfter von den Journalisten und Feuilletonisten mit so vieler Emphase ausgebeutet wurde, darf man in dieser Beziehung ja nicht so buchstäblich nehmen. Sein Krankenzimmer war mit allem Comfort, dessen ein Kranker bedurfte, ausgestattet, die Pflege zweier Dienerinnen vortrefflich, und ein liebevolles, treues Weib, die so schön besungene Mathilde, wußte ebenso gut die kranken Tage des Dichters zu erheitern, wie sie ihm in gesunden Tagen eine lebensfrohe Gattin gewesen ist.

Mathilde Heine, ein echtes Pariser Kind, war überglücklich, wenn sie mit ihrem „Henry" auf den Boulevards von Paris flaniren, die Theater besuchen und alle möglichen Delicatessen der Restaurants theilen konnte.

Die Klatschpublicistik hat dennoch diese vortreffliche Frau mit Bitterkeiten nicht verschont. Bald soll sie den Genius ihres Mannes nicht begriffen haben, bald soll sie an seinem Krankenbette nicht hingebend, nicht aufopfernd genug gewesen sein. Kein wahres Wort! Sie war ganz Französin, die mit ihrem natürlichen Esprit den Heine'schen Humor vollkommen verstanden hat und, ohne alle Sentimentalität, ein sorgsames, ihren Gatten höchst liebendes, herzliches Weib gewesen ist. Sie waren Beide

leider nicht sparsam, verstanden nichts von ökonomischen Berechnungen; denn in diesem Punkte war Mathilde dem großen Dichter allzu ähnlich. Wie konnten da bei den reichlichsten Einkünften die Finanzen blühen, zumal da noch schmeichelnde Emigranten jeder Nation das so gastliche Haus auszunutzen verstanden haben!!

Auch der in dem Gedichte „Gedächtnißfeier" neben Mathilde erwähnten Pauline will ich dankbar gedenken, die als Gesellschafterin und Haushälterin der Frau so viele Jahre zur Seite gestanden und bei der Wittwe des Dichters treu verblieben ist.

Mathilde Heine lebt in Paris in guten Verhältnissen, vollständig sorgenfrei und ist noch immer belle femme.

So krank Heinrich auch war, so schlecht die Nacht gewesen sein mochte, zur bestimmten Zeit des Morgens kam sein Secretair, dem er dictirte. Späterhin erschien auch sein Vorleser; auch empfing er dann liebe Besuche, trotz des großen Bedürfnisses nach Ruhe.

Eines Tages kam ich zu ihm, und er fühlte sich sehr matt. Nichtsdestoweniger rief er sehr lebhaft aus: „Schade, daß Du nicht früher gekommen bist; ist Dir nicht eine schwarzgekleidete Dame auf der Treppe begegnet?"

„Allerdings," sagte ich.

„Das war Madame Dudevant, mein bester Freund, George Sand, und ich hätte gern gewünscht, daß Du ihre Bekanntschaft gemacht hättest. Sie war wenigstens eine Stunde bei mir, plauderte viel, und so todtmüde ich auch bin, ich wollte, sie wäre noch länger geblieben."

Sein letzter Arzt war Dr. Gruby, ein denkender, tiefgebildeter Mann, der ihn, so lange die Palliative der ärztlichen Kunst ausreichten, hinhielt. Sein Geist bedurfte nie der Medicin.

Einige Jahre, nachdem ich Paris verlassen und der Briefwechsel mit Heine ununterbrochen gedauert hatte, erhielt ich in St. Petersburg plötzlich folgenden Brief von Dr. Gruby, dessen Schriftzüge von größter Aufregung zeugten:

„Mit größtem Bedauern melde ich Ihnen, geehrter Herr College, das Ableben Ihres Bruders in Paris. Er ist heute um fünf Uhr Morgens verschieden, in Folge von Schwäche durch ein heftiges Brechen herbeigerufen.

Mit Hochachtung Ihr ergebener College

Paris, den 17. Februar 1856.

Dr. Gruby."

Dem schwachen Gedächtniße Derjenigen, die vergessen haben, was Mathilde ihrem Manne ge-

wesen, wollen wir folgendes Gedicht wieder in Erinnerung bringen:

An die Engel.

„Das ist der böse Thanatos,
Er kommt auf einem fahlen Roß;
Ich hör' den Hufschlag, hör' den Trab,
Der dunkle Reiter holt mich ab —
Er reißt mich fort, Mathilden soll ich lassen,
O, den Gedanken kann mein Herz nicht fassen!

Sie war mir Weib und Kind zugleich,
Und geh' ich in das Schattenreich,
Wird Wittwe sie und Waise sein!
Ich lass' in dieser Welt allein
Das Weib, das Kind, das trauend meinem Muthe,
Sorglos und treu an meinem Herzen ruhte.

Ihr Engel in den Himmelshöhn,
Vernehmt mein Schluchzen und mein Flehn;
Beschützt, wenn ich im öden Grab,
Das Weib, das ich geliebet hab';
Seid Schild und Vögte Eurem Ebenbilde,
Beschützt, beschirmt mein armes Kind, Mathilde.

Bei allen Thränen, die Ihr je
Geweint um unser Menschenweh,
Beim Wort, das nur der Priester kennt,
Und niemals ohne Schauder nennt,
Bei Eurer eignen Schönheit, Huld und Milde,
Beschwör ich Euch, Ihr Engel, schützt Mathilde.

34.

Das Testament.

a.

Dieses ist mein Testament, wie ich es eigenhändig zu Paris den sieben und zwanzigsten September achtzehnhundert sechs und vierzig niedergeschrieben habe.

Obgleich ich von der Natur und vom Glücke mehr als andere Menschen begünstigt ward; obgleich es mir zur Ausbeutung meiner Geistesgaben weder an Verstand noch an Gelegenheit gebrach; obgleich ich, auf's Engste befreundet mit den Reichsten und Mächtigsten dieser Erde, nur zuzugreifen brauchte, um Gold und Aemter zu erlangen: so sterbe ich dennoch ohne Vermögen und Würden. Mein Herz hat es so gewollt, denn ich liebte immer die Wahrheit und verabscheute die Lüge. Meine Hinterlassenschaft ist daher sehr geringfügig und ich sehe mit Betrübniß, daß ich meine arme Ehefrau, die ich, weil ich sie unsäglich liebte, auch unsäglich verwöhnte, verhältnißmäßig mit ihren Bedürfnissen in einem

vielleicht an Dürftigkeit grenzenden Zustand zurück-
lasse. Wie dem auch sei, die spärlichen Besitzthümer,
die meinen Nachlaß ausmachen, vermache ich meiner
Ehefrau Mathilde Crescentia Heine, geborene Mirat,
die, eben so treu wie schön, mir das Dasein erhei-
tert hat. — Die Herren Sichel Dr. med. und
Mr. Mignet, secrétaire perpétuel de l'academie
des sciences morales et politiques, die mir schon
so viele Liebesdienste erwiesen, beauftrage ich mit
der Vertretung aller Erbschaftsinteressen meiner Frau,
so wie überhaupt mit der Exekuzion dieses Testa-
mentes. — Meinen Verleger Julius Campe bitte
ich es dergestalt einzurichten, daß die Pension, die
ich als Honorar meiner Gesammtwerke von ihm
beziehe, und die er nach meinem Tode ebenfalls
lebenslänglich meiner Frau auszuzahlen hat, von
derselben hier in Paris und womöglich in monat-
lichen Terminen bezogen werden kann. Was das
Jahrgehalt betrifft, das mir mein seliger Oheim
Salomon Heine zugesagt und das nach meinem
Tode zur Hälfte auf meine Wittwe übergehen sollte,
so bitte ich meinen Vetter Carl Heine der rührend
zarten Vorliebe zu gedenken, womit sein Vater immer
meine Frau behandelt hat, und ich hoffe, er wird
ihr gern kleine Summen in einer Weise zusichern,
die weder zu späteren Demüthigungen noch zu Küm-

vermissen Anlaß geben kann; ich zweifle nicht, daß nach meinem Hinscheiden sein großmüthiges Herz sich wieder der Freundschaft erinnern wird, die uns einst so innig verbunden und deren Verlust mir den tödtlichsten Seelengram verursacht hat. — Obgleich ich hoffe die Herausgabe meiner Gesammtwerke noch selber besorgen zu können, so kann ich doch nicht umhin hier zu bestimmen, daß, stürbe ich bevor diese Arbeit vollbracht, die Herren Drs. Herrmann Detmoldt zu Hannover und Heinrich Laube zu Leipzig beauftragt sind, mich hier zu ersetzen, und es wäre mir genehm, wenn Letzterer, Heinrich Laube, mit einem kurzen Lebensabriß die Gesammtausgabe begleiten wollte.

Ich verordne, daß mein Leichenbegängniß so einfach sei und so wenig kostspielig, wie das des geringsten Mannes im Volke. Sterbe ich in Paris, so will ich auf dem Kirchhofe des Montmartre begraben werden, auf keinem andern, denn unter der Bevölkerung des Faubourg Montmartre habe ich mein liebstes Leben gelebt. Obgleich ich der lutherisch-protestantischen Confession angehöre, so wünsche ich doch in jenem Theile des Kirchhofs beerdigt zu werden, welcher den Bekennern des römisch-katholischen Glaubens angewiesen ist, damit die irdischen Reste meiner Frau, die dieser Religion mit großem Eifer zugethan ist, einst neben den

meinigen ruhen können; wird mir eine solche Vergünstigung von der christlichen Barmherzigkeit der französischen Geistlichkeit bewilligt, so wünsche ich, daß man mir in der erwähnten Abtheilung des Gottesackers ein Erbbegräbniß kaufe; zeigen sich aber klerikale Schwierigkeiten, genügt mir ein Terrain der wohlfeilsten Art.

Meiner edlen und hochherzigen Mutter, die so viel für mich gethan, so wie auch meinen theuern Geschwistern, mit denen ich im ungetrübtesten Einverständnisse gelebt, sage ich ein letztes Lebewohl! Leb' wohl, auch Du, deutsche Heimath, Land der Räthsel und der Schmerzen; werde hell und glücklich. Lebt wohl, Ihr geistreichen, guten Franzosen, die ich so sehr geliebt habe! Ich danke Euch für Eure heitere Gastfreundschaft.

Geschrieben zu Paris den sieben und zwanzigsten September achtzehnhundert sechs und vierzig.

Heinrich Heine.

Spätere Nachschrift.

Seitdem ich dieses Testament schrieb, hat eine Aussöhnung zwischen mir und meinem Vetter Carl Heine stattgefunden und die Ausdrücke, womit ich ihm oben meine überlebende Gattin empfahl, sind

heute nicht mehr die geziemenden; denn als ich ihn gestern in dieser Beziehung sprach, beschämte er mich fast durch den Vorwurf, wie ich nur im mindesten daran zweifeln konnte, daß er nicht für meine Wittwe hinlänglich sorgen würde, und mit der liebreichsten Bereitwilligkeit übernahm er die Verpflichtung, meiner Frau nach meinem Tode die Hälfte meiner Pension lebenslänglich auszuzahlen; — ja er verrieth hier wieder sein ganzes edles Gemüth, seine ganze Liebe, und als er mir zum Pfande seines feierlichen Versprechens die Hand reichte, drückte ich sie an meine Lippen, so tief war ich erschüttert und so sehr glich er in diesem Momente seinem seligen Vater, meinem armen Oheim, dem ich so oft wie ein Kind die Hand küßte, wenn er mir eine Güte erwies! Ach, mit meinem Oheim erlosch der Stern meines Glückes! Ich bin sehr krank, und wundere mich darüber, wie ich alle diese Leiden ertrage. Trost und Stärkung finde ich allein in den Großgefühlen und unverwelkbaren Herrlichkeiten meines Bewußtseins. — Paris, den sechs und zwanzigsten Februar achtzehnhundert sieben und vierzig.*)

Heinrich Heine.

---

*) In einem späteren Codizill sind wegen der Todesfälle von Detmold, Mignet, Christiani und Veränderung mancher Verhältnisse einige andere Verfügungen getroffen worden. M. H.

b.

Ceci est mon testament, que j'ai écrit à Paris le dix Juin milhuitcent quarante huit.

Tout ce que je possède, tout ce qui m'appartient de droit, tout ce que je peux nommer ma propriété, je le lègue à mon épouse légitime Mathilde Crescence Heine, née Mirat, qui a partagé avec moi les bons jours et les mauvais jours et dont les soins ont adouci mes souffrances pendant cette longue maladie à la quelle je succombe.

Je prie Mr. Mignet, l'historien, et Mr. le Docteur Sichel de prêter leur appui à ma femme dans toutes les circonstances, où il s'agirait de ses intérêts de fortune après mon décès.

C'est à mon bien aimé cousin Charles Heine, que je recommande particulièrement le sort de ma femme. Le vingt cinq février dixhuitcent quarante sept mon cousin Charles Heine m'a solemnellement promis en me donnant sa parole

d'honneur, qu'il payera à ma veuve comme pension viagère la moitié de la pension, que feu son père, mon oncle bien aimé, avait constituée en ma faveur. Mais j'espère que sa générosité ne s'arrêtera pas à moitié chemin, et que son bon et noble coeur lui dictera les procédés les plus délicats. Dans tous les cas je supplie mon cher Charles de ne pas oublier de mettre ma pauvre femme à l'abri de ces vicissitudes testamentaires qui tuent.

J'ordonne à ma femme d'enfermer tous mes papiers dans une caisse, qu'elle tiendra à la disposition de mon frère bien aimé Maximilien Heine, qui en fera ce que bon lui semble.

Quant à l'édition de mes oeuvres complètes je désignerai dans un codicil ou par une lettre particulière les amis que je charge de surveiller cette publication.

Par acte de baptême j'appartiens à l'église chrétienne et évangelique, mais ma pensée n'a jamais sympathisé avec les croyances d'aucune réligion*), et après avoir vécu en bon payen, je

*) Obiger Satz kann mißverstanden werden. Wer aber den Dichter näher gekannt hat, weiß, daß derselbe eben so wohl durch ein fühlendes Herz, als durch die Bereitwilligkeit seinen unglücklichen Mitmenschen zu helfen, die erhabene Be-

désire aussi mourir sans que le sacerdoce soit convié à mes funerailles. J'exige que ces dernières soient aussi peu couteuses que possible. En outre je défends à qui que ce soit de prononcer un discours sur ma tombe. Si je meurs à Passy, ce sera aussi dans cet endroit, qu'on doit m'enterrer. Si je meurs à Paris, je désire trouver ma modeste sépulture dans le cimetière Montmartre. —

Passy (64. grande rue) ce dix Juin mil huit cent quarante huit.

Henri Heine.

---

deutung der Religion der christlichen Liebe anerkannt und in Anwendung gebracht, und nur mit der dogmatischen Seite der Kirche sich nicht befreunden konnte.

Miscellen.

1.

Als Göttinger Student war Heine einst in großer Geldnoth. Er schrieb an einen Berliner intimen Freund einen Brief, der mit folgenden Worten anfing: „Schicke mir augenblicklich 50 Thaler, oder ich verhungere auf Deine Kosten."

2.

Wir hatten einen gemeinschaftlichen Freund, der, ein großer Poltron, einen enorm großen langen schwarzen Backenbart trug.

Heine sagte: „Wenn ich diesem Backenbarte allein in einem Walde begegnete, ich würde mich fürchterlich ängstigen. Sieht man, Gottlob, dies Gesicht dabei, so ist gleich alle Furcht vorbei."

3.

Wir trafen einst in Hamburg in einer Zeit zusammen, in welcher ein naher Todesfall viel Betrübniß hervorgebracht hatte. „Du wirst sehen," sagte

Heinrich zu mir, „wie Hr. *** an seinem ganzen Körper kein Plätzchen ohne große Trauerzeichen frei gelassen hat.“

Als wir den Herrn besuchten und in seinem Schlafcabinet antrafen, wären wir bei dieser Condolenzvisite beinahe in ein wahnsinniges Gelächter ausgebrochen; der ganze Mann war in Schwarz eingewickelt, und die weiße Nachtmütze schwarz eingerahmt, am Zipfel mit einem schwarzen Bändchen versehen. Heinrich machte das ernsteste Gesicht von der Welt, warf mir einen vielsagenden Blick zu, so daß ich nichts Eiligeres zu thun hatte, als auszurufen: „Wieder mein Nasenbluten!“ um mit dem Tuche vor dem Gesicht aus dem Zimmer zu rennen.

4.

Heinrich erzählte, daß er früher seine Processe oder sonstigen Conflikte immer gewonnen habe, daß er aber, seitdem er Doctor der Rechte geworden, nicht nur keinen Proceß mehr gewonnen habe, sondern überhaupt viel mehr geprellt worden sei.

5.

Der alte romantische Baron de la Motte-Fouqué, der so unendlich viele Romane geschrieben,

hatte das Verdienst den jungen Dichter Heinrich Heine gleich bei seinem ersten Auftreten in der Literatur erkannt und viel gewürdigt zu haben.

Kaum hatte Fouqué die ersten Gedichte gelesen, so schrieb er (und de la Motte Fouqué war damals eine Autorität) an Heinrich Heine einen Brief mit folgendem Gedichte:

An Heinrich Heine am 21. Mai 1823.

Du lieber, Herzblutender Sänger,
Dein Lied versteh' ich gar wohl!
Doch singe so wirr nicht länger!
So zürnend nicht und so hohl.

Hohl wie die Geister um Mitternacht!
Wie im Walde der Wind so wirr!
Und zürnend wie in Gewitterpracht
Der Blitze blendend Geschwirr.

Ich habe so zürnend gesungen wie Du!
Ich habe geblutet gleich Dir!
Da strahlte durch Wolken Mondesruh'! —
Da fühlte ich: dort ist nicht hier!

Da wußt' ich, es giebt ein allsüßes Licht,
Das zieht mich zum Ewigen Fest! —
Doch warnte mich's: „Tändle mit Schlangen nicht!
Die Schlangen halten so fest!"

Wer bis in sein Grab mit Schlangen spielt,
Dem kriechen sie nach in das Grab.

Wenn dann auch das Herze gen Himmel zieht,
So ringeln sie's wieder Berg ab." —

Du, dem die Kraft in den Liedern schäumt,
Dem zuckt auf der Lippe der Schmerz —
Du hast schon einmal so Schlimmes geträumt,
O hüte Dein liebes Herz!

Dein liebes Herz hat Dein Gott ja so lieb,
Und haucht ihm zu: „Dich versöhn' ich!"
Die Schlange ist der uralte Dieb!
Dein Gott ist der ewige König!
Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Ich war beim Empfange dieses Gedichtes in Lüneburg zufällig gegenwärtig und sah, daß der junge Dichter bis zu Thränen gerührt war.

6.

Es sprach gerade nicht für den Scharfblick des großen Goethe, daß er den aufgehenden Stern einer so originellen Poesie, wie die Heine's, nicht erkannte, oder, wie Einige zu seiner sonderbaren Entschuldigung behaupten, nicht erkennen wollte. Wie dem auch sei, der junge Dichter glühte in Verehrung für den hohen Meister, und ein innerer Drang zog ihn nach Weimar, um dem größten Dichter seiner Zeit persönlich zu huldigen.

Goethe empfing Heine mit der ihm eigenen graziösen Herablassung. Die Unterhaltung, wenn auch nicht gerade über das Wetter, bewegte sich auf sehr gewöhnlichem Boden, selbst über die Pappelallee zwischen Jena und Weimar wurde gesprochen. Da richtete plötzlich Goethe die Frage an Heine: „Womit beschäftigen Sie Sich jetzt?"

Rasch antwortete der junge Dichter: „Mit einem Faust."

Goethe, dessen zweiter Theil des Faust damals noch nicht erschienen war, stutzte ein Wenig, und fragte in spitzigem Tone: „Haben Sie weiter keine Geschäfte in Weimar, Herr Heine?"

Heine erwiderte schnell: „Mit meinem Fuße über die Schwelle Ew. Excellenz sind alle meine Geschäfte in Weimar beendet," und empfahl sich.

7.

Am nächsten Tage meiner Ankunft in Göttingen sagte mein Bruder Heinrich zu mir: heute sollst Du meinen lieben Freund, von Grüter, kennen lernen. Er nahm mich unter den Arm, führte mich auf einen Platz, wo er vor einem Gebäude stehen blieb, und nach einem der vergitterten kleinen Fenster in die Höhe sah. Aus vollen Leibeskräften schrie er: Grü-

ter! Grüter! Alsbald erschien an dem Gitter eines Fensters ein Antlitz und schrie herunter: „Heine bist Du's? Guten Morgen!" „„Ja, Grüter, ich habe die Ehre nach aller Etiquette meinen Bruder Max Dir vorzustellen!"" so schrie Heinrich hinauf. Die Stimme von oben schrie nun mit Macht zurück: „Freue mich kennen zu lernen, bedaure aber nicht empfangen zu können." — Heinrich sagte hierauf zu mir: Im Hotel de Brühbach (so heißt bekanntlich das Carcer in Göttingen) wohnt man allzeit allein und sehr bescheiden. Dann schrie er wieder hinauf: „Hoffentlich, Grüter, kommst Du bald los und machst meinem Bruder Platz." — — Auch dies prophetische Wort ging, wie manch anderes, ganz in Erfüllung.

8.

Als ich das erste Mal das herrliche Bild von Begas, die Lorelei, sah, konnte ich mich gar nicht darüber beruhigen, daß die Lorelei eine Art Häubchen auf dem Kopfe trägt. Ich hatte mir vorgenommen bei dem nächsten Zusammentreffen mit meinem Bruder, die so eigenthümliche Auffassung des Malers zu besprechen und ich fragte ihn demnach, „wie kommt Deine Lorelei zu einer Haube?" Lächelnd

antwortete er mir: „Es ist schon sehr lange her, daß ich ihre Bekanntschaft gemacht habe; kennst Du die Capricen einer Frau?“

9.

Die das Nervensystem so erschütternden, haarsträubenden Kriminal-Geister-Mord-Romane von Cruse wurden eine Zeitlang in Deutschland außerordentlich gelesen, besonders vom schönen Geschlechte. Sie waren auch eine Lieblingslectüre meiner Schwester. Cruse, der in Altona lebte, war zur Zeit mit dem in Hamburg sich aufhaltenden Heinrich Heine recht befreundet. Als Heinrich einst mit unserer Schwester Charlotte an der Alster spazierte, begegnete ihm Herr Cruse. Er stellte ihm seine Schwester vor als eine seiner eifrigsten Leserinnen, fügte aber hinzu: „Meine Schwester ist nicht ganz zufrieden mit Ihnen, Sie müssen noch viel schauervoller schreiben.“ Herr Cruse war so verlegen, daß er kein Wort hervorbrachte, während Heinrich laut lachend davon ging.

10.

Die im „Buche der Lieder“ gedruckten neun Frescosonette an Christian S. hat Heinrich Heine

seinem intimen Jugendfreunde Christian Sethe in Düsseldorf gewidmet, der jetzt als höherer Justizbeamter in Berlin lebt. Sie beginnen mit den Worten: „Ich tanz' nicht mit, ich räuch're nicht den Klötzen."

Das Stammbuchblatt benannt: „Lebensgruß", gleichfalls im Buch der Lieder, ist dem als Dichter bekannten Prinzen Alexander von Württemberg gewidmet (dem Verfasser der „Lieder des Sturms").

Das Sonett „an H. S." überschrieben gilt dem Dichter Heinrich Smets, der, wenn ich nicht irre, als streng katholischer Geistlicher in Aachen gestorben ist.

Das Gedicht: „Die Wallfahrt nach Kevlaar" ist fast ganz einer wahren Begebenheit entnommen.

In dem Gedichte, unter den Worten: „Auf den Wällen Salamancas", ist der Promenadenwall

Göttingens zu verstehen. Dieser Wall, der das Rendezvous so vieler Verliebten ist, und in der Studentensprache der Poussirwall genannt wird, endet mit einem sehr hübschen Gebäude, der berühmten Entbindungsanstalt Göttingens.

Das so mystische vielbesprochene Gedicht: „Ratcliff" ist als eine Art Epilog zur Tragödie „Ratcliff" zu betrachten; die wehmüthigsten Erinnerungen an diese haben den Dichter nie ganz verlassen.

11.

Heine's „Wintermärchen Deutschland" gehört gewiß zu einem der keckſten humoristischen Gedichte, die je geschrieben worden sind. Es werden noch manche Decennien hingehen müssen, bevor die ganze geistige Kraft, der großartige Einfluß, so wie alle Consequenzen dieser Satyre völlig erkannt werden. Die Zeitgenossen des zerrissenen Deutschland, die Chronikenschreiber von Mecklenburg, Hessen, Nassau u. s. w. müssen das Urtheil suspendiren, und wollen wir nur auf die Stelle in der Vorrede zu diesem Gedichte aufmerksam machen, wo Heine

erklärt, **was** er unter **seinem** Patriotismus versteht.

Da eine Zeit kommen wird, wo so Manches in diesem Gedichte, das personell und local ist, unverständlich bleiben muß, will ich einige Stellen commentiren, so weit ich positive Kenntniß davon habe.

Caput 18. seufzt der Dichter:

„Daß ich zu Hause wäre,
Bei meiner lieben Frau in Paris
Im Faubourg Poissonnière.“

Heine ist wenigstens dreißigmal in Paris umgezogen, doch in dieser Straße hat er sehr lange und auf das Comfortabelste eingerichtet gewohnt.

Caput 21. heißt es:

„Und der Dreckwall, wo ist der Dreckwall hin?
Ich kann ihn vergeblich suchen,
Wo ist der Pavillon, wo ich
Gegessen so manchen Kuchen?“

Dreckwall in Hamburg wurde die alte Wallstraße genannt, wo viele Bekannte Heinrich's gewohnt haben, z. B. die hochbetagte Schwiegermutter meiner

Schwester, bei der Lessing sehr oft zu Mittag gegessen hat.

Der Pavillon, von dem die Rede ist, war der Schweizerpavillon, der nach dem Brande nicht weiter existirte, und dem Neuen Walle gegenüber lag. Der Alster-Pavillon, den großen Bleichen gegenüber, ist noch da. Der oben erwähnte Pavillon aber war allezeit der Rendezvous-Ort mit meinen Brüdern, wenn wir in Hamburg zum Besuche waren. Abgerechnet die besten Kuchen, die man da fand, fanden sich auch noch andere frohe Gesellen dort zusammen; hier besprach man die beabsichtigten lustigen Partieen und sonstigen tollen Streiche. Weder unsere Mutter, noch unsere Oheime liebten diesen Pavillon. Wir betraten ihn nur heimlich, und nannten ihn in unseren Gesprächen Panama, weil zu jener Zeit ein Congreß zu Panama stattfand, und dies Wort als Parole für unsere Zusammenkünfte galt.

Caput 22.

„Am besten hat sich conservirt
Mein Freund, der Papierverkäufer."

Dieser Herr hieß Michälis, hatte seinen großen Papierladen auf dem alten Steinwege, und war stets

voller humoristischer Laune und wohlfeiler Witze. Er war sehr oft Tischgast bei meinem Onkel Henri Heine, und saß gern an der Seite meiner Mutter, die keine Gelegenheit unterließ, um ihn zu schlechten Witzen zu provociren.

„Ich höre, sein Geist ist abgebrannt,
Und war versichert bei Biber.“

Er meinte damit Herrn Doctor Halle.

Die Firma Biber war eine Assecuranz-Gesellschaft, die banquerott wurde, und den Abgebrannten wenig zahlte.

„Ob noch der kleine Meyer lebt.“

Dieser Herr schrieb Theaterkritiken, war sehr liberal, und ist dann verschollen.

Caput 23.

„Mit Freude sah ich wieder
Manch alten Genossen, z. B. Chaufpié.“

Dieser Herr, von sehr hübschem Aeußeren und stets nach der allerneuesten Mode sehr auffallend gekleidet, war ein ziemlich unbeschäftigter Arzt in

Hamburg, mit allen Stadtintriguen bekannt, in vielen Klatsch verwickelt, und starb im Irrenhause.

Nicht zu verwechseln mit seinem Vater, einem berühmten Arzte der Stadt, der ein Freund meines Onkels war, auf dessen Rath er, als seine Vermögensverhältnisse sehr zerrüttet wurden, eine recht angejahrte reiche Wittwe in Hamburg heirathete.

„Und als ich auf die Drehbahn kam.“

Eine höchst anrüchige Straße in Hamburg, wo Abends die dort wohnenden Vestalinnen herum promenirten.

Caput 24.

„Ich seufze des Nachts und sehne mich,
Daß ich sie wiedersehe,
Die alte Frau, die am Dammthor wohnt,
Das Lottchen wohnt in der Nähe.“

Die alte Frau war unsere Mutter, die während des großen Brandes eine Wohnung unfern des Dammthors bezogen hatte. Die Wohnung war nicht geräumig, hatte aber eine schöne Aussicht auf die Gartenanlagen des Walls, und, sehr berücksichtigenswerth, das Stadttheater war nur einige Häuser

entfernt. Die achtzigjährige Frau wollte späterhin ihre gemüthliche provisorische Wohnung mit einer großen eleganten Behausung niemals vertauschen.

Das Lottchen, unsere verheirathete Schwester, wohnte eine Straße weiter, auf dem sogenannten Gänsemarkt, und wurde vom Dichter außerordentlich geliebt.

„Auch jenem edlen alten Herrn,
Der immer mich ausgescholten,
Und immer großmüthig beschützt: auch ihm
Hat mancher Seufzer gegolten.

Ich wollte wieder aus seinem Mund
Vernehmen den „dummen Jungen“,
Das hat mir immer wie Musik
Im Herzen nachgeklungen.“

Der edle alte Herr war der Onkel Salomon Heine. Man sieht aus dieser ganzen Stelle, daß das Verhältniß des Dichters und des alten Onkels oft ein ganz anderes gewesen ist, als es die ungemüthlichen Feuilletonisten und Zeitungsreferenten dem Publikum dargestellt haben.

12.

Das Gedicht, welches mit den Worten anfängt: „Ich rief den Teufel und er kam,“ hat sehr viel Aergerniß hervorgerufen, und ganz besonders den Dichter Müllner in Weißenfels, Verfasser der Tragödie: „Die Schuld“, erbost. Er feindete Heine vielfältig an, weil er die Stelle, „daß der Teufel die Kritik gänzlich überlassen der theuern Großmutter Hekate“ auf sich bezog, indem seine damalige kritische Zeitschrift „Hekate“ genannt war.

13.

Als Heine in Bonn Jura studirte, kam er in der Ferienzeit nach Düsseldorf herüber. Er war sehr milde, sanft und weichherzig; aber in Zorn gebracht, äußerst heftig, selbst gegen seine Gewohnheit manchmal etwas gewaltthätig. Ich erinnere mich noch, daß er über die Unverschämtheit und grobe Prellerei eines Karrenschiebers, der seinen Koffer von der Post in's elterliche Haus bringen sollte, außer sich gerieth; ein anderer hätte dem groben Lümmel eine Ohrfeige gegeben. Heinrich, bleich vor Zorn, faßte sich, zahlte ruhig das ausgepreßte

Geld, zupfte aber mit aller Vehemenz des Kerls großen, schwarzen Backenbart, indem er freundlich zu ihm sagte: „Ich glaubte, mein Bester, Sie trügen einen falschen Bart."

So habe ich, erzählte er später, meinem schrecklichen Aerger Luft gemacht, ohne daß der Kerl mich verklagen konnte.

14.

Während seines temporären Aufenthaltes in Lüneburg hatte Heinrich sein Zimmer unmittelbar neben dem meinigen und da habe ich vieles belauscht, wie es in der Werkstatt des Dichters zugegangen ist. Viele seiner herrlichsten Lieder, oft von der Tinte noch nicht getrocknet, las er mir vor, z. B. „Du bist wie eine Blume," betonte scharf was er gelungen fand, und hörte, wie ein frommes Kind, gerechte und ungerechte Bemerkungen an. Diese Zutraulichkeit ermuthigte mich, ihm auch einige meiner poetischen Versuche vorzulesen. Er hörte meine schlechten Reime mit Geduld an, und sagte dann milde: „Schreibe Prosa, lieber Max, genug Unglück in einer Familie an einem Dichter."

15.

Ich bin in dem unschätzbaren Besitze des Gratulationsgedichtes des dreizehnjährigen Knaben Heinrich Heine, das, zur Feier des Hochzeitstages unserer theuern Eltern geschrieben, nie öffentlich bekannt geworden, folgendermaßen lautet:

„O, habt ihr über Glück und Unglück noch Gewalt,
Ihr Götter! — gebt dem Glück auf heute viel Befehle,
Wenn Vater und der Mutter schöne Seele
Heut feiern ihren schönsten Tag!“

Düsseldorf, den 1. Februar 1813.

Harry Heine.

Vivat.

16.

Wie irrthümlich ist die Behauptung einiger Biographen, daß der Dichter seine schöne, deutliche Handschrift der viel später fallenden, so kurzen kaufmännischen Episode seines Lebens zu danken habe. Die Handschrift des dreizehnjährigen Knaben war schon so schön, daß sie als kalligraphisches Vorlegeblatt dienen konnte. Unsere Eltern sahen strenge darauf, daß alle ihre Kinder frühzeitig einen guten Unterricht im Zeichnen erhielten, und der Zeichenlehrer war der Bruder des berühmten Peter Cor-

nelius in Düsseldorf, auch selbst ausgezeichnet in seinem Fache. Die vom Dichter mit Kreide gezeichneten Köpfe waren mustergiltig, und wurden lange unter Rahmen im elterlichen Hause aufbewahrt. Auch mein Bruder Gustav, der gleichfalls eine schöne Handschrift hat, zeichnete vortrefflich. Ich aber, der das wenigste Talent zum Zeichnen hatte, tröstete mich später, wenn die Setzer über meine Handschrift klagten, mit dem Docti male pingunt.

Aus meinem Tagebuche.

Ich war noch in den untersten Klassen des Gymnasiums, als Heinrich mir den Rath ertheilte ein Tagebuch zu führen. Diesem Rathe habe ich es zu danken, daß ich im Stande bin, von meiner frühesten Jugend an bis zum heutigen Tage eine Rückschau meines Lebens geben zu können. Als ich das letzte Mal den leidenden Dichter sah, konnte ich ihn durch manche Jugend-Erzählung aus diesen Tagebüchern in die beste Laune versetzen, besonders heiter aber stimmte ihn folgende Skizze:

Signora Catalani.

Einige Jahre nachdem die Rheinlande preußisch geworden waren, besuchte die berühmte Sängerin Signora Catalani meine Vaterstadt Düsseldorf. Der Ruf dieser zu ihrer Zeit einzig dastehenden Künstlerin brachte die Stadt in einen wahren Aufruhr, und ihre Anwesenheit war ein Ereigniß, als ob abermals eine Völkerschlacht stattgefunden hätte. Zeitungen und Anschlagezettel verkündeten ihr erstes Concert, zu dem in Düsseldorf unerhört zu nennenden Preise, das Billet zu einem holländischen Du-

caten. Dieser noch nie dagewesene Preis für den Eintritt in einen Concertsaal, dessen höchster Eintrittspreis bis jetzt ein ganzer oder ein halber Thaler gewesen war, brachte eine wahre Bestürzung in die ökonomisch gesinnte Einwohnerschaft. Die Aeltern singender Töchter schüttelten bedenklich das Haupt, und die kunstgesinnten Fräuleins seufzten so tief, als ob auch der letzte Lieutenant der Garnison die Stadt verlassen hätte.

In unserm häuslichen Familienkreise kam nach langen Debatten die Resolution zu Stande: es sollten drei Billets genommen werden, zwei für die Aeltern und eins für meine sehr schön singende Schwester Charlotte. Meine Brüder Heinrich und Gustav studirten auswärts; ich war allein zu Hause. Meine Mutter hob die Sitzung des Catalani-Conseil mit den Worten auf: „Für den Bengel (das war ich) werde ich keinen Ducaten ausgeben. Einige Apfeltörtchen sollen ihn entschädigen.“ Ich dachte aber in meinem schlichten Sinne: „Ich werde doch die Catalani hören und noch die Apfeltörtchen dazu haben.“

Der große Tag des Concerts erschien. Schon am Morgen war eine ganz besondere Bewegung in der Stadt bemerkbar; eine ganz eigenthümliche Spannung drückte sich in allen musikalischen Physiognomien

aus. Die Officiere waren ungewöhnlich fest geschnürt; neue Achselbänder schimmerten und glitzerten, und die Damenwelt gab ganz besondere convulsivische Bewegungen für ihre Toilette kund. Das Concert sollte um drei Uhr Nachmittags in dem damaligen Jansenschen Gartensaale stattfinden. Von einem ordentlichen Mittagessen war an diesem Tage gar keine Rede, Alles benahm sich mit einer Hast und Unruhe, als ob ein unmittelbarer Belagerungszustand der Stadt zu erwarten wäre.

Da es gar keine numerirten Plätze gab, so fuhren meine Aeltern und meine Schwester, nur um einen bequemen und guten Platz zu erwischen, bereits zwei Stunden vor dem Anfange des Concerts aus dem Hause.

Es war an dem Tage vorher schon so viel von der Strenge bei der Abnahme der Entreebillets gesprochen, von der egoistischen Knauserei der Italienerin so viel geklatscht worden, daß unser ästhetischer Hausfreund die Bemerkung machte: „Heute wird es nicht heißen soviel Köpfe soviel Sinne, sondern: so viel Köpfe so viel holländische Ducaten.“ Wie der große Galilei nach aller Tortur ausrief: „Und sie bewegt sich dennoch,“ so rief ich, allein zurückgelassen in meiner Betrübniß, (ich liebte sehr den

Gesang) mehrmals aus: „Ich werde sie dennoch hören."

Es war zu jener Zeit, nach der französischen Fremdherrschaft, die Manie, Alles altdeutsch zu kleiden, besonders die Knaben, und so hatte ich denn auch einen solchen sehr schönen Anzug. Der Rock, mit Sammet ausgelegt, war vorn statt der Knöpfe, von oben bis unten zugehakt; natürlich trug ich langes Haar über dem prachtvoll gestickten zugespitzten Kragen; auf dem Kopfe ein Sammetbarret. Ziemlich schlank, sah ich wie ein Page von zwölf Jahren aus.

Diesen Sonntagsanzug holte ich rasch hervor, kleidete mich sorgfältigst an und eilte unbemerkt bis in die Nähe des Concertgartens. Ein außerordentlich großer Volkshaufe füllte den Platz und die Anfahrt. Ich hielt mich, im Hintergrunde versteckt, so lange still, bis der allgemeine elektrisirende Ruf erscholl: Sie kommt! Sie kommt!

In dem Augenblick, wo die Equipage der Catalani anfuhr, drängte ich mich an die Wagenthür und ergriff, als die Sängerin ausgestiegen war, den Zipfel ihrer unendlich langen Schleppe. Die Seiten der Schleppe wurden von einigen zu ihrer Suite gehörenden Herrn getragen. In dem allgemeinen Wirbel und Trubel wurde ich nicht besonders bemerkt,

alle Thüren standen geöffnet, die Billetempfänger traten ehrfurchtsvoll zurück, und so gelangte ich denn mit dem großen Cortège in den Concertsaal. Hier ließ ich rasch den Zipfel der Schleppe los, schlich mich nach einer Seite, und erreichte in einer Nische der Fenster ein Plätzchen, das jedem andern Zuhörer daselbst nicht weniger als einen Ducaten gekostet hätte. Mit pochendem Herzen und nicht ganz ruhigem Gewissen hörte ich den bezaubernden Gesang der wirklich einzig dastehenden Sängerin an. Die erste Abtheilung war vorüber, und die Herren bewegten sich, so viel es möglich war, in dem Kopf an Kopf gefüllten Saale. Auch ich schlich mich ein wenig herum, und kam bis in die Nähe, wo meine Aeltern saßen; bei ihrem Anblick prallte ich schnell zurück und verbarg mich unbemerkt auf der andern Seite des Saales. Da stand ich plötzlich dem ästhetischen Hausfreunde gegenüber, der mit dem größten Erstaunen mich ansah und ausrief: „Max, wie bist Du denn hereingekommen?“ Ich zeigte nach dem Haupteingange und sagte ganz unbefangen: „Durch diese Thür.“ Damit entschlüpfte ich jeder weiteren Forschung, und eroberte meinen alten Platz wieder.

Nun begann der zweite Theil; die berühmten Variationen von Rhode rissen das Publikum zu wahrhaft fanatischem Applaus hin. Zum ersten Mal

im Leben hatte ich einer solchen Scene beigewohnt; im Knaben erhob sich der Stolz, die Schleppe einer solchen Dame getragen zu haben, und ich weiß nicht wie der Gedanke in mir rege wurde, daß Mancher für diese Ehre gewiß noch einen Ducaten gezahlt hätte.

Das Concert ging zu Ende, und ehe noch die Aeltern heimkehren konnten, hatte ich in aller Eile das Haus schon erreicht, meine Pagenkleidung abgelegt, und zu meiner großen Ueberraschung, als ich in das Wohnzimmer trat, die von der Köchin schon besorgten Apfeltörtchen vorgefunden. Ich saß gemüthlich beim Verzehren derselben, als die Aeltern das Zimmer betraten und noch in vollem Enthusiasmus über das Concert sich aussprachen. „Ich habe noch nie einen so schönen Gesang gehört," sagte meine Schwester. „Auch ich nicht," setzte ich keck hinzu, das letzte Apfeltörtchen verzehrend. Nicht wenig erstaunt sah mich meine Mutter an. Ich wiederholte meine Worte mit dem Zusatz: „und was für ein schönes weißes Atlaskleid mit langer Schleppe hatte sie!" Das Erstaunen meiner Mutter wuchs. „Ja, liebe Mutter, fuhr ich fort, wenn Du mir versprichst, morgen wieder Apfeltörtchen zu geben, so erzähle ich Dir, wie ich die große Catalani gehört

habe." In demselben Augenblicke trat der ästhetische Hausfreund ein und bestätigte meine Angabe.

Die kluge Mutter versprach volle Amnestie, und bemerkte später, daß sie für die Catalani nicht nur drei Ducaten, sondern auch vier Apfeltörtchen bezahlt habe. Bis in ihr spätestes Alter erzählte sie diese Geschichte mit der größten Heiterkeit. Und wenn späterhin im Leben von möglichen Hindernissen für mich die Rede war, dann pflegte sie lächelnd zu bemerken: „Wird schon gut gehn! er hat die Catalani ohne Ducaten gehört."

---

im Leben hatte ich einer solchen Scene beigewohnt; im Knaben erhob sich der Stolz, die Schleppe einer solchen Dame getragen zu haben, und ich weiß nicht wie der Gedanke in mir rege wurde, daß Mancher für diese Ehre gewiß noch einen Ducaten gezahlt hätte.

Das Concert ging zu Ende, und ehe noch die Aeltern heimkehren konnten, hatte ich in aller Eile das Haus schon erreicht, meine Pagenkleidung abgelegt, und zu meiner großen Ueberraschung, als ich in das Wohnzimmer trat, die von der Köchin schon besorgten Apfeltörtchen vorgefunden. Ich saß gemüthlich beim Verzehren derselben, als die Aeltern das Zimmer betraten und noch in vollem Enthusiasmus über das Concert sich aussprachen. „Ich habe noch nie einen so schönen Gesang gehört,“ sagte meine Schwester. „Auch ich nicht,“ setzte ich keck hinzu, das letzte Apfeltörtchen verzehrend. Nicht wenig erstaunt sah mich meine Mutter an. Ich wiederholte meine Worte mit dem Zusatz: „und was sie für ein schönes weißes Atlaskleid mit langer Schleppe hatte!“ Das Erstaunen meiner Mutter wuchs. „Ja, liebe Mutter, fuhr ich fort, wenn Du mir versprichst, morgen wieder Apfeltörtchen zu geben, so erzähle ich Dir, wie ich die große Catalani gehört

habe.“ In demselben Augenblicke trat der ästhetische Hausfreund ein und bestätigte meine Angabe.

Die kluge Mutter versprach volle Amnestie, und bemerkte später, daß sie für die Catalani nicht nur drei Ducaten, sondern auch vier Apfeltörtchen bezahlt habe. Bis in ihr spätestes Alter erzählte sie diese Geschichte mit der größten Heiterkeit. Und wenn späterhin im Leben von möglichen Hindernissen für mich die Rede war, dann pflegte sie lächelnd zu bemerken: „Wird schon gut gehn! er hat die Catalani ohne Ducaten gehört.“

Original-Briefe.

Aus der Fülle der mir vorliegenden Original-Briefe von Heinrich Heine will ich jetzt schon einige mittheilen, welche zum bessern Verständniß mancher Kapitel dieser „Erinnerungen" dienen können. Die Verehrer Heine's werden mit Genugthuung erkennen, daß ihr Liebling auch ein vortrefflicher Sohn, liebevoller Gatte, und seinen Geschwistern ein herzgetreuer Bruder gewesen ist.

M. H.

1.

Paris, den 13. Februar 1834.

Liebe Mutter, lieber Max und liebes Lottchen!

Vor anderthalb Minuten erhalte ich den lieben Brief, worin mir unsere glückliche Niederkunft gemeldet wird. Ihr hattet mich also getäuscht, indem Ihr mir sagtet, daß wir erst zum Frühjahr in Wochen kommen.

Mit tiefem Seufzen sah ich dem Frühling entgegen. Mein Herz ist jetzt so erleichtert, daß ich vor Freuden tanzen möchte. Ich lasse mich bei Herrn Moritz von Embden*) sehr bedanken, aber ich hoffe, daß er sich jetzt in Acht nehmen wird, uns nicht öfter solche Freuden zu bereiten. — Ich umarme Dich, liebes Lottchen, und ich sehne mich nach nichts in der Welt mehr, als daß ich die alte Gluck und Dich, die junge Gluck, und deine kleinen Vögelchen wohl wiedersehe. Daß Max nach Rußland reist, ohne daß ich ihn gesehen, macht mir viel Kummer. Schreib nur gleich, wie Du Dich befindest, ich fühle schon die Nachgeburt meiner Sorge. — Lebt wohl und behaltet freundschaftlich im Andenken Euren ergebenen

H. Heine.

2.

Brief an die Mutter.

Paris, den 4. März 1834.

Ich muß mich bitter beklagen, liebe Mutter, daß ich, seitdem Ihr mir Lottchens Niederkunft gemeldet, ganz ohne alle Nachricht von Euch bin.

---

*) Unserem Schwager. M. H.

Ein Wochenbett ist doch kein gewöhnlicher Zustand, und da gebührte es sich wohl, daß ich etwas von dem Wohlsein meiner Schwester erfahre. Ich merke, daß euch nicht viel an mir gelegen ist, und daß ich ein Narr bin, Euch zu schreiben. Ihr habt nichts zu thun und ich muß doch um jede Zeile betteln. — Ich befinde mich wohl und gesund, welches mir im Grunde leid ist; denn wäre ich krank, liebe Mutter, so würde ich es Dir heute schreiben, blos um Dich zu ängstigen.

Wenn Ihr mich bei so wichtigen Umständen öfters ohne Brief läßt, kann ich wirklich krank werden. Ich habe mir fest und steif vorgenommen, recht wirklich krank zu werden, um mich an Dir wegen Deines langen Stillschweigens zu rächen. Ich fühle wirklich schon einige Diarrhöe; seit zwei Minuten kullert es mir sehr stark im Bauch, ist das vielleicht die Cholera? Mein theurer Herr Märchen schreibt mir auch nichts, warum erhalte ich keinen ordentlichen Brief von Euer Wohlgeboren? Wie lebst Du, wie geht es Dir, wo bist Du, wo wirst Du sein? Du könntest mir auch über deutsche Literatur schreiben, denn außer den Brockhausischen Blättern erhalte ich hier kein einzig deutsches Journal. — Den Salon habe ich endlich erhalten, es sind sehr ekelhafte Druckfehler darin; viele Zoten,

dieses war politische Absicht. Ich wollte der öffentlichen Meinung eine gewisse Wendung geben. Besser, man sagt, ich sei ein Gassenjunge, als daß man mich für einen allzuernsthaften Vaterlandsretter hält. Letzteres ist in diesem Augenblick kein rathsam Renommée. Die Demagogen sind wüthend über mich; sie sagen, ich werde bald öffentlich als Aristocrat auftreten. Ich glaube, sie irren sich. Ich ziehe mich aus der Politik zurück. Das Vaterland mag sich einen anderen Narren suchen. Hier geht es mir vortrefflich. Lottchen und die Kinder zu küssen; lebt wohl.

H. Heine.

3.

Brief an seinen Bruder Max.

Paris, den 21. April 1834.

Lieber Max, Euren lieben Brief, woraus ich ersehe, daß Ihr alle Narren seid, hab' ich erhalten,*) und da in diesem Augenblick mein körperliches und geistiges Mißbehagen mir nichts Besseres zu thun

---

*) Ich kann mich nicht entsinnen, auf welche Angelegenheit diese Schmeichelei Bezug hat. M. H.

erlaubt, so will ich auf der Stelle Deine Zeilen erwidern. Rathe mir als Arzt, was thue ich gegen mein Kopfweh, das mich seit zwei Monaten stärker als je heimsucht? Es ist vielleicht Folge großer Geistesbewegung. Nicht als hätte ich in der letzten Zeit so viel gearbeitet, sondern vielmehr die Widerwärtigkeiten, die ich, in Folge der politischen Begebenheiten, zu erleiden hatte, verhinderten mich meistens am Arbeiten. Meine Lage ist nur von Außen glänzend, ich werde von den außerordentlichsten Ehrenbezeugungen fast erdrückt. Du hast keine Idee davon, welche colossale Reputation hier auf mir lastet — aber das ist eine Last wie jede andere und hat genug Noth, Aerger, Verlegenheit, Mühe und Qual zur Folge.

Ich begreife jetzt sehr gut, warum alle berühmte Männer ein unglückliches Leben geführt. Rathe mir, lieber Max, soll ich dies Jahr wieder ein Seebad besuchen? Schlecht, eigentlich schlecht ist mir die See noch nicht bekommen. Hat mir aber vorig Jahr nicht viel geholfen. Auf jeden Fall kann ich erst August Paris verlassen, denn ich lasse jetzt meine Reisebilder in's Französische übersetzen, und mein Uebersetzer ist so schlecht, daß ich die meiste Arbeit dabei habe. Dann habe ich noch eine Reihe Artikel über Deutschland zu schreiben, versprochene Arbeit,

die ich unterlassen würde, wenn ich hier nicht enormes Geld brauchte. Enorme Summen seit einem Jahre ausgegeben. — Sag an Kampe, er kann ganz sicher sein, daß ich ihm bald Manuscript schicke. Die Zögerung liegt in den Zeitumständen, ich will jetzt nichts Politisches herausgeben (obgleich ich dessen genug geschrieben), überhaupt will ich in dieser Reactionsepoche nur zahme Bücher herausgeben. Hätte ich nur keine Kopfschmerzen.

Daß Deine „Bilder aus der Türkei"*) wegen Deiner Russenliebe just nicht überall amüsiren, konntest. Du Dir wohl vorstellen bei der jetzigen Stimmung. Tröste Dich aber damit, daß das Buch selbst gut ist. Das Buch ist wirklich gut. Die Verse sind schlecht, die Prosa ist aber vortrefflich. Ich verstehe das. Habe jetzt zum dritten Mal gelesen und ich weiß nicht, warum ich nicht gegen meinen eigenen Bruder gerecht sein soll. Die Deutschen haben wahrhaftig nicht viel Aehnliches in den letzten drei Jahren hervorgebracht, Besseres

*) Erschienen in St. Petersburg im Jahre 1833 mit einer Dedication an das Russische Heer, das ich in zwei Feldzügen kennen gelernt hatte. Die letztere Campagne zur Unterdrückung der polnischen Revolution war eben beendet.

M. H.

gewiß nicht.*) Ich weiß, daß es nicht leicht ist mit Leichtigkeit zu schreiben, und gar über Krieg und Pest. Ich stelle Dein Buch den Briefen eines Verstorbenen an die Seite. Der Verfasser dieses letzten Buches, der Fürst Pückler, hat sich verschlechtert. Er hat mir sein Tutti frutti geschickt mit einem langen liebkosenden Briefe, hat aber mein Urtheil nicht damit bestechen können. Der beste deutsche Schriftsteller bin ich jetzt — parmi les aveugles le borgne est roi. Wer wie ich zwei Augen hat, ist es also ganz gewiß. — Ich tausche aber gleich mit Rothschild, — der Teufel soll Rothschild holen, der dem Improvisator Langenschwarz**) einen Empfehlungsbrief an mich gegeben hat, so daß dieser langweilige Mensch mir diesen Morgen mit diesem Empfehlungsbrief seine Aufwartung gemacht und zwei volle Stunden gekostet hat. Das beste an ihm ist, daß er Dich kennt, und von Dir zu erzählen

---

*) Nur auf Anrathen kompetenter Freunde habe ich mich entschließen können, obigen Passus nicht zu streichen.

M. H.

**) Im Jahre 1832 gab ich bei J. Brieff in St. Petersburg unter dem Titel „Biarmia“ einen Almanach heraus, zu dem, auf Aufforderung des Verlegers, der gerade in St. Petersburg anwesende Improvisator M. Langenschwarz eine sehr lange, aber auch sehr gehaltlose Novelle, „Soldaten-Tod,“ beigesteuert hat. M. H.

wußte, daß Deine Geliebte in Petersburg ein wunderschönes Mädchen sei. — Grüß mir Carl, über den ich sehr böse bin, da er mir nicht schreibt. Sage ihm, ich könnte ihm die schönsten Sachen schreiben, z. B. daß ich Goldschmidt hier gesehen, welcher einen ungeheuer großen Schnurrbart trägt, so daß wer ihn nicht kennt, ihn für einen kalabresischen Banditen, kurz für einen wüthenden Bramarbas halten würde.

Er ist aber doch noch der Alte, und wenn er an der Wand den Schatten seines eigenen Schnurrbarts sieht, erschrickt er.

Grüße mir alles Unterrockvolk in Hamburg, meine Mutter, Lottchen, meine drei Nichten, Madame Salomon Heine u. s. w.

Hätte ich nur keine Kopfschmerzen.

Dein Freund und Bruder
H. Heine.

4.

Brief an seinen Bruder Max.

Havre de Grâce, ich glaube den 5. August 1837.

Geliebter Bruder Max!

Einige Stunden vor meiner Abreise von Paris erhielt ich Mutters Brief, worin sie mir sagte, daß

Du mir wahrscheinlich ein Rendezvous in London geben würdest. Ich reiste nach Boulogne sur mer und gab in Paris Ordre mir meine Briefe dorthin nachzuschicken. Aber eine Reihe von Verdrießlichkeiten, die mich in Boulogne gleich assaillirten, bewogen mich hierher nach Havre zu reisen, um meine Bäder zu nehmen, die ich ach! so sehr nöthig habe. Ob ich es hier einige Wochen aushalten kann, weiß ich nicht, aber so viel sage ich, daß ich nicht dieses Jahr nach London gehen kann, und ich eile Dir dieses zu melden, für den Fall, daß Du mir in Deinem Briefe, der mich noch nicht erreicht hat, ein Rendezvous gegeben haben möchtest. Dieses aber betrübt mich unsäglich; ich hätte Dich gern noch einmal gesehen, ich sage noch einmal, denn eine schmerzliche Ahnung belastet mich, daß ich aus der Welt scheiden werde, ohne Dich wieder mit leiblichen Augen gesehen zu haben.*) Mit den Augen des Geistes sehe ich Dich beständig; denn Du bist der einzige von Allen, der mich schweigend verstehen kann, und dem ich nicht nöthig habe, weitläuftig

---

*) Dieser Brief ist, wie man ersieht, von 1837 datirt. In den noch folgenden 19 Jahren bis zu seinem Tode waren wir so glücklich den geliebten Bruder noch öfter zu sehen. Der Dichter gab sich in seinen Briefen frühzeitig schon den trübsten Anschauungen hin. M. H.

wußte, daß Deine Geliebte in Petersburg ein wunderschönes Mädchen sei. — Grüß mir Carl, über den ich sehr böse bin, da er mir nicht schreibt. Sage ihm, ich könnte ihm die schönsten Sachen schreiben, z. B. daß ich Goldschmidt hier gesehen, welcher einen ungeheuer großen Schnurrbart trägt, so daß wer ihn nicht kennt, ihn für einen kalabresischen Banditen, kurz für einen wüthenden Bramarbas halten würde.

Er ist aber doch noch der Alte, und wenn er an der Wand den Schatten seines eigenen Schnurrbarts sieht, erschrickt er.

Grüße mir alles Unterrockvolk in Hamburg, meine Mutter, Lottchen, meine drei Nichten, Madame Salomon Heine u. s. w.

Hätte ich nur keine Kopfschmerzen.

Dein Freund und Bruder
H. Heine.

4.

Brief an seinen Bruder Max.

Havre de Grâce, ich glaube den 5. August 1837.

Geliebter Bruder Max!

Einige Stunden vor meiner Abreise von Paris erhielt ich Mutters Brief, worin sie mir sagte, daß

Du mir wahrscheinlich ein Rendezvous in London geben würdest. Ich reiste nach Boulogne sur mer und gab in Paris Ordre mir meine Briefe dorthin nachzuschicken. Aber eine Reihe von Verdrießlichkeiten, die mich in Boulogne gleich assaillirten, bewogen mich hierher nach Havre zu reisen, um meine Bäder zu nehmen, die ich ach! so sehr nöthig habe. Ob ich es hier einige Wochen aushalten kann, weiß ich nicht, aber so viel sage ich, daß ich nicht dieses Jahr nach London gehen kann, und ich eile Dir dieses zu melden, für den Fall, daß Du mir in Deinem Briefe, der mich noch nicht erreicht hat, ein Rendezvous gegeben haben möchtest. Dieses aber betrübt mich unsäglich; ich hätte Dich gern noch einmal gesehen, ich sage noch einmal, denn eine schmerzliche Ahnung belastet mich, daß ich aus der Welt scheiden werde, ohne Dich wieder mit leiblichen Augen gesehen zu haben.*) Mit den Augen des Geistes sehe ich Dich beständig; denn Du bist der einzige von Allen, der mich schweigend verstehen kann, und dem ich nicht nöthig habe, weitläuftig

*) Dieser Brief ist, wie man ersieht, von 1837 datirt. In den noch folgenden 19 Jahren bis zu seinem Tode waren wir so glücklich den geliebten Bruder noch öfter zu sehen. Der Dichter gab sich in seinen Briefen frühzeitig schon den trübsten Anschauungen hin. M. H.

auseinander zu setzen, wie alle Bekümmernisse meines Lebens nicht durch eigene Schuld entstanden sind, sondern sich als nothwendige Folge meiner socialen Stellung und meiner geistigen Begabung erklären lassen. Du weißt, daß die Größe des Charakters und des Talentes in unserer Zeit nicht verziehen werden, wenn man ob dieses Verbrechens sich nicht durch eine Unzahl kleiner Schlechtigkeiten die allerhöchste und allerniedrigste Verzeihung erkaufen will!

Ich bitte Dich von diesem Briefe an Mutter nichts zu sagen, denn sie könnte ob des Tones desselben sich betrüben. Du siehst auch, wie sehr ich Recht hatte, Dir nicht zu schreiben, denn ich darf Dir das Bestimmte nicht sagen, und das Unbestimmte würde Dich nur in der weiten Ferne beängstigt haben. — Was man Dir in Hamburg von mir sagt, wirst Du hoffentlich nicht glauben. Am allerwenigsten hoffe ich, daß Du den Schnödigkeiten, die Dir bei Onkel Heine von mir zu Ohren kämen, Glauben schenkst.

In diesem Hause herrschte von jeher eine Aria cattiva, die meinen guten Leumund verpestete. Alles Gewürm, was an meinem guten Leumund zehren wollte, fand in diesem Hause immer die reichlichste Atzung.

Aber es ist dafür gesorgt, daß der Tempel

meines Ruhmes nicht auf dem Jungfernstieg*) oder in Ottensen zu stehen kommt, und einer von Salomon Heine's Hausschmarotzern und Protegés als hoher Priester meines Ruhmes angestellt wird! — — Sogar was der Onkel Dir von mir sagen möchte, darfst Du nicht buchstäblich glauben. Zur Zeit, als ich durch Krankheit (ich hatte dabei noch die Gelbsucht) und unverschuldetes Unglück bis zur äußersten Bitterkeit gestimmt war, schrieb ich an Onkel in einem Tone, der ihm eher Mitleiden als Zorn einflößen mußte, und der dennoch nur seinen Zorn erregte. Das ist all sein Klagegrund gegen mich! Denn die Paar tausend Francs, die ich ihm koste, berechtigen ihn schwerlich zur Klage, ihn, den Millionär, den größten Millionär von Hamburg, dessen Generosität ... genug davon!

Du weißt, daß ich diesen Mann immer wie meinen Vater geliebt habe, und nun mußte ich ... genug davon. Am meisten schmerzt mich die Meinung der Welt, die sich die Härte meines Oheims nicht anders erklären kann, als durch irgend eine schlechte Handlung, die man in meiner Familie mir etwa vorwirft und im Publikum verschweigt ... ach!

---

*) Auf dieser Straße in Hamburg lag das Haus und in Ottensen (unweit Altonas an der Elbe) das Landhaus des Onkels. M. H.

wenn ich schlechte Handlungen begehen wollte, ich stünde gut mit der ganzen Welt und .... genug davon!

Leb wohl, und hast Du mal eine müßige Stunde, so schreibe mir. Adressire Deine Briefe Poste restante au Havre de Grâce. — Ich befinde mich wohl; körperlich leide ich fast gar nicht, außer an meiner linken Hand, deren Lähmung bis an den Elnbogen hinaufsteigt. Ich werde übrigens sehr dick. Wenn ich mich manchmal im Spiegel betrachte, erschrecke ich; ich sehe jetzt ganz aus wie mein seliger Vater aussah, nämlich zur Zeit, als er aufhörte hübsch zu sein. — Ich schreibe viel. Mein wichtigstes Werk sind meine Memoiren, die aber doch nicht so bald erscheinen werden; am liebsten wäre es mir, wenn sie einst nach meinem Tode gedruckt würden! —

Den Herrn *** habe ich in Paris nicht gesehen, habe aber in Erfahrung gebracht, daß er dem Journal des Débats und der Revue des deux mondes Artikel überschicken wird (versteht sich günstige), für deren Aufnahme er noch besonders bezahlen wird. Er besticht die Presse auf Order und Rechnung seiner Regierung. Bei mir wäre er schlecht angelaufen, wenn er mir mit dergleichen Offerten gekommen wäre. Obgleich die deutschen Demagogen das

Gerücht verbreiten, ich sei von den Regierungen gekauft, so kann ich Dir doch bei dem Leben aller derer, die ich liebe, beschwören, daß ich nie einen Sou nehmen wollte, selbst wenn ich in der größten Bedrängniß war. Und jetzt ist es gar unmöglich, daß ich eine so klägliche Handlung beginge . . . genug davon! Lebe wohl, behalte mich lieb. Schreibe mir, wie es in Hamburg aussieht, nämlich bei Mutter, Lottchen und Onkel; befindet er sich wohl?

Dein Bruder

H. Heine.

5.

Brief an seinen Bruder Max.

Havre de Grâce, den 25. August 1837.

Liebster Max!

Deinen Brief habe ich erhalten, gestern; da morgen früh das Dampfboot nach Hamburg geht, eile ich Dir zu antworten. — Nein, ich kann Dir heute nicht schreiben, ich will auch nicht in die Materien, die Du erwähnst, eingehen, denn theils ist heute mein Kopf trüb und wüst, in Folge eines Kopfschmerzes, der gestern mich bis zur Verzagniß quälte, theils auch bin ich so verstört, so schwarz-

müthig gestimmt, daß Dich mein Brief vielleicht ängstigen könnte.

Dein Brief aber hat mich sehr erfreut, denn nicht bloß schöpfte ich daraus einige Labungstropfen der Hoffnung, sondern er war mir auch ein Beweis Deiner brüderlichen Liebe, er gab mir Zeugniß, daß ich es auf dieser Welt nicht mit lauter Egoisten zu thun habe. Du glaubst es nicht, wie theuer ich meine Liebe und meine besseren Gefühle täglich bezahlen muß, und wie alle meine Nöthen und Bedrängnisse durch die besseren Eigenschaften, die unzerstörbar in mir walten, herbeigeführt worden! — Lieber Junge, wie viel und unverschuldeten Kummer ich seit zwei Jahren trage, ist kaum glaublich. —

Deinen Wunsch, daß ich an Onkel Heine schreiben soll, werde ich diese Tage erfüllen und er wird durch die Landpost nächstens einen Brief von mir erhalten. Uebrigens habe ich ihm bereits vor drei Monat von Granville aus einen gehorsamen und ganz aus der Seele geflossenen Versöhnungsbrief geschrieben, worauf ich freilich keine Antwort begehrte, indem ich ihm nicht meine Adresse gab, aber wovon er doch gegen Dich Erwähnung thun konnte. Erinnere ihn daran, und siehe zu, daß er mir einige Zeilen schreibe. — Ist er so edel, so großmüthig, wie Du mir immer rühmst, ist er dieser außerordentlich edle,

große Mensch, so geb ich ihm ja die Gelegenheit es zu beweisen.

Dein Bruder

H. Heine.

6.

Brief an seinen Bruder Max.

Havre de Grâce, den 29. August 1837.

Mein theurer Bruder! Da ich doch einmal verurtheilt bin, statt Dir zu dienen, Dienste von Dir zu empfangen, so sollst Du auch heute eine Commission von mir empfangen. Ich bitte Dich nämlich, suche meine frühesten Gedichte, nämlich das Bändchen, das bei Maurer in Berlin erschienen, so wie auch meine Tragödien zu verschaffen, und schick sie hierher mir per Dampfschiff unter der Adresse von: Wanner, Langer und Comp. Giebt es dort etwas Neues, irgend eine Novität, die mich direkt interessiren könnte, so pack' sie bei. — Kannst Du mir über die Wirkung meiner Menzeliade etwas sagen? Hier in Frankreich seh' ich und höre ich nichts. Die Nothwendigkeit, daß ich Menzel endlich züchtigte, wirst Du wohl begriffen haben. Mein größter Wunsch wäre, er schlüge sich. Acht Jahre lang ließ

ich mich ruhig insultiren und wartete, bis er reif war.*) — Hier in Havre bleibe ich nur noch einige Tage, weiß aber nicht, ob ich dann direct nach Paris zurückgehe. Meine Badekur ist wieder verpfuscht. Vorigt Jahr konnte ich nicht baden, weil ich die Gelbsucht hatte. Dies Jahr vielleicht, weil mich während der letzten Zeit so viel Quälereien heimsuchten, bekommen mir die funfzehn Bäder, die ich bis jetzt genommen habe, sehr schlecht; wieder leide ich an Migräne, die drei Tage mich quält und zur Arbeit unfähig macht. Sogar neue Uebel melden sich, aber ich bin ja, seitdem wir uns nicht gesehen, acht Jahre älter geworden, und bei dem gesetzten Leben das ich führe, bei der geistigen und leiblichen Aufregung der letzten Jahre, hat sich gewiß die Avantgarde der Decrepitüde schon eingestellt. Die Jugend ist dahin, und nach großen Feldzügen hat man das Recht müde zu sein. — An Onkel werde ich mit dem zunächst abgehenden Dampfboote schreiben. Der Gedanke schon an diesen Brief er-

---

*) Wolfgang Menzel, Redacteur der Stuttgarter Literaturzeitung, schrieb in den dreißiger Jahren seine berüchtigten Denunciationen gegen das sogenannte „junge Deutschland" (Laube, Gutzkow, Mundt, Wienbarg u. s. w.), was die Veranlassung gab zu Heine's kaustischer Schrift: „Ueber den Denuncianten." M. H.

regt allen Mißmuth meiner Seele. Bei Gott, nicht Onkel, sondern ich habe Grund zur Klage, ich bin wie geschunden von den schneidendsten Beschuldigungen, und ich soll um Verzeihung bitten. Es giebt keine Opfer, welche ich für diesen Mann zu bringen nicht bereit wäre, und hätte er mir noch zehn Mal mehr Kummer verursacht, ich hätte es gewiß längst verziehen, aber es ist grausam hart, daß ich das himmelschreiende Unrecht, das er an mir begeht, verschweigen soll. Ich bin kein falscher Mensch, sagt mein seliger Vater, und kann nur reden, wie ich es wirklich fühle. Was kann er mir vorwerfen, als Irrespectuosität in Worten, nicht in Handlungen, und das nur einmal während meines ganzen Lebens — während er doch wissen sollte, daß wir alle in unserer Familie von aufbrausender Natur sind, und daß wir in der nächsten Stunde es bereuen, was wir Verletzendes gesagt haben. — Ich habe wahrhaftig, um zu dem Ansehen, das ich in der Welt erlangt, der Beihülfe meiner Familie nicht bedurft, daß aber die Familie nie das Bedürfniß fühlte, dieses Ansehen, und sei es auch in den kleinsten Dingen zu befördern, ist unbegreiflich.*)

---

*) Der künftige Biograph möge berücksichtigen, daß wo Heinrich Heine in seinen Briefen von der Familie spricht, in der Regel nur der alte Onkel und sein Haus, zuweilen

Ja, im Gegentheil, im Hause meines Oheims fanden diejenigen Menschen eine gute Aufnahme, die notorisch als Gegner meines Renommée bekannt waren. Ein miserabler Wurm, der Doctor, der mich auf's Gemeinste angriff, ward, wie man mir jüngst erzählt, bei meinem eigenen Onkel zu Tische geladen, und von meinem eigenen Onkel bekam die alte Mamsell Spekter, die er heirathen wollte, eine Ausstattung. Dieses Gewürm paßte zusammen, denn in keinem Hause, wie ich durch Campe wußte, hat man während meiner Anwesenheit in Hamburg schändlicher gegen mich als Schriftsteller raisonnirt als im Spekterschen Hause. Das ist nur ein Beispiel. — Wir wollen sehen, ob ich Recht habe, oder Du? — — Schreib mir doch viel während Deiner Abwesenheit aus Rußland; besonders gieb mir detaillirte Nachrichten über Mutter. — Ich werde Euch wohl nie wiedersehen!*)

Wie ich mich mit Campe arrangirt, wirst Du

---

auch einige angeheirathete gemüthlose Verwandte, niemals aber seine Aeltern oder Geschwister gemeint sind. Außer Gustav und mir hatte Heine keine Brüder, und der in einigen literarischen Werken fälschlich als jüngerer Bruder H. Heine's angeführte Wilhelm Heine (bekannt durch seine Reisewerke) ist nicht mit uns verwandt.

M. H.

*) Vergleiche die Anmerkung im dritten Briefe.

wohl wissen. Ich habe in der schlimmsten Zeit ihm meine bisherigen Omnia auf elf Jahre für 20,000 Francs verkauft. Durch beispiellose Niederträchtigkeit eines Freundes, für den ich mich garantirt und bei dem ich Gelder deponirt, ward ich damals in eine heillose Lage versetzt.*) Nur durch die größten Anstrengungen gelang es mir, jeder Anforderung zu genügen — und meinen Feinden keine Blößen zu geben. Das war die Hauptsache. Lebe wohl, handle für Deinen Bruder, der Dich unaussprechlich liebt.

H. Heine.

P. S. Dieser Brief ist nicht abgegangen, und ich schicke Dir ihn mitsammt dem Briefe an Onkel, den Du ihm bei guter Gelegenheit mittheilen sollst.**)

---

*) Dies aus dem größten Edelmuthe hervorgegangene so häufige Garantiren für Andere, welches meinen Bruder Heinrich oft unerwartet um große Summen brachte, hat den alten Onkel stets erbittert, um so mehr, da er das Danaïdenfaß der Finanzen des Neffen meistentheils füllen sollte. Es würde etwas Erkleckliches ausmachen, wenn man die Summen zusammenrechnen wollte, um die der Dichter, der in Geldangelegenheiten aber ein ewiges Kind blieb, während seines Lebens betrogen wurde. Leider wurde Heine oft noch von Denjenigen am meisten verläumdet, denen er die größten Wohlthaten erwiesen hatte. M. H.

**) Siehe den folgenden Brief. M. H.

7.

Brief an seinen Onkel Salomon Heine.

[Zum Verständnisse dieses Briefes diene Folgendes: Ich stand bei dem Onkel in großer Gunst, (auch von ihm bewahre ich eine Masse höchst origineller Briefe für meine spätern Aufzeichnungen) brachte den Sommer 1837 auf seiner Villa in Ottensen zu, und überreichte ihm in seinem Cabinette den Brief meines Bruders. Die Lectüre des Briefes, den er mir zurückgab, brachte eine ungünstige Wirkung hervor. Der Alte schnellte mehrmals von seinem Lehnstuhle in die Höhe, tobte und murrte mehrere Tage lang, mit dem beständigen Refrain: „Nichts will ich für ihn thun!" Was sagt aber Göthe:

Es regnet, wenn es regnen muß,
Es regnet seinen Lauf,
Und wenn's genug geregnet hat,
So hört's auch wieder auf.

Ich war so glücklich nach einiger Zeit eine Versöhnung zu Stande zu bringen, die wenigstens bis zum nächsten nöthigen Goldregen anhielt, wo dann alle Freundschaft wieder in Frage gestellt wurde.]

M. H.

Havre de Grâce, den 1. September **1837.**

Lieber Onkel!

Mit Verwunderung und großem Kummer ersehe ich aus den Briefen meines Bruders Max, daß Sie noch immer Beschwerde gegen mich führen, sich noch immer zu bitteren Klagen berechtigt glauben; und mein Bruder, in seinem Enthusiasmus für Sie, ermahnt mich auf's Dringendste Ihnen mit Liebe und Gehorsam zu schreiben, und ein Mißverhältniß, welches der Welt so viel Stoff und Skandal bietet, auf immer zu beseitigen. Der Skandal kümmerte mich nun wenig, es liegt mir nichts daran, ob die Welt mich ungerechter Weise der Lieblosigkeit oder gar der Undankbarkeit anklage, mein Gewissen ist ruhig und ich habe außerdem dafür gesorgt, daß, wenn wir Alle längst im Grabe liegen, mein ganzes Leben, mein ganzes reines, unbeflecktes, obgleich unglückliches Leben, seine gerechte Anerkennung findet. Aber, lieber Onkel, es liegt mir sehr viel daran, die Unliebe, womit jetzt Ihr Herz wider mich erfüllt ist, zu verscheuchen, und mir Ihre frühere Zuneigung zu erwerben. Dieses ist jetzt das schmerzlichste Bedürfniß meiner Seele, und um diese Wohlthat bitte ich und flehe ich mit der Unterwürfigkeit, die ich immer Ihnen gegenüber empfunden und deren ich mich nur einmal im Leben entäußert

habe, nur einmal, und zwar zu einer Zeit, als die unverdientesten Unglücksfälle mich grauenhaft erbitterten, und die widerwärtigste Krankheit, die Gelbsucht, mein ganzes Wesen verkehrte, und Schrecknisse in mein Gemüth traten, wovon Sie keine Ahnung haben. Und dann habe ich Sie nie anders beleidigt, als mit Worten, und Sie wissen, daß in unserer Familie, bei unserem aufbrausenden und offenen Charakter, die bösen Worte nicht viel bedeuten, und in der nächsten Stunde, wo nicht gar vergessen, doch gewiß bereut sind. Wer kann das besser wissen als Sie, lieber Onkel, an dessen bösen Worten man manchmal sterben könnte, wenn man wüßte, daß sie nicht aus dem Herzen kommen, und daß Ihr Herz voll Güte ist, voll Liebenswürdigkeit und Großmuth. Um Ihre Worte, und wären sie noch so böse, würde ich mich nicht lange grämen, aber es quält mich auf's Gramvollste, es schmerzt mich, es peinigt mich die unbegreifliche, unnatürliche Härte, die sich jetzt in Ihrem Herzen selbst zeigt. Ich sage unnatürliche Härte, denn sie ist gegen Ihre Natur, hier müssen unselige Zuflüsterungen im Spiel sein,*) hier ist ein geheimer Einfluß wirksam, den wir Beide vielleicht nie errathen, was um so

*) Vergleiche Kapitel 21. „Die Schwiegersöhne des Onkels.“ M. H.

verdrießlicher ist, da mein Argwohn jeden in Ihrer Umgebung, die besten Freunde und Verwandte verdächtigen könnte — mir kann dabei nicht wohl werden, mehr als alle andere Unglücke muß mich dieses Familienunglück bedrücken, und Sie begreifen, wie nothwendig es ist, daß ich davon erlöst werde. Sie haben keine Vorstellung davon, wie sehr ich jetzt unglücklich bin, unglücklich ohne meine Schuld; ja, meinen besseren Eigenschaften verdanke ich die Kümmernisse, die mich zernagen und vielleicht zerstören. Ich habe tagtäglich mit den unerhörtesten Verfolgungen zu kämpfen, damit ich nur den Boden unter meinen Füßen behalten kann; Sie kennen nicht die schleichenden Intriguen, die nach den wilden Aufregungen des Partheikampfes zurückbleiben und mir alle Lebensquellen vergiften. Was mich noch aufrecht hält, ist der Stolz der geistigen Obermacht, die mir angeboren ist, und das Bewußtsein, daß kein Mensch in der Welt mit weniger Federstrichen sich gewaltiger rächen könnte, als ich, für alle offene und geheime Unbill, die man mir zufügt. — —

Aber sagen Sie mir, was ist der letzte Grund jenes Fluches, der auf allen Männern von großem Genius lastet: Warum trifft der Blitz des Unglücks die hohen Geister, die Thürme der Menschheit, am

öftesten, während er die niedrigen Strohkopfdächer der Mittelmäßigkeit so liebreich verschont? Sagen Sie mir, warum erntet man Kummer, wenn man Liebe säet? Sagen Sie mir, warum der Mann, der so weichfühlend, so mitleidig, so barmherzig ist gegen fremde Menschen, sich jetzt so hart zeigt gegen seinen Neffen?

H. Heine.

8.

Brief an seinen Bruder Max.

Paris, den 12. April **1843**.

Liebster Bruder!

Wenn ich Dir nicht schreibe, so ist der Grund sehr einfach: Ich hätte Dir so viel zu sagen, daß ich nicht weiß, womit anfangen und wie endigen. Aber beständig denke ich an Dich, fast tagtäglich spreche ich von Dir mit meiner Frau, die Dich so gern einmal sähe! und in meinen bittersten Nöthen stärkte mich oft das Bewußtsein, daß ich einen getreuen Bruder habe, der mit ganzer Seele mir ergeben ist. Und es hat mir an Nöthen in den letzten Jahren nicht gefehlt! — Ich lebe in diesem Augenblicke ziemlich ruhig, es herrscht ein Waffenstillstand

zwischen mir und meinen Feinden, die aber darum nicht minder rührig im Geheimen agiren und ich muß mich auf alle mögliche Ausbrüche des tödtlichsten Hasses und der feigsten Niederträchtigkeit gefaßt machen. Das hat aber Alles nicht viel zu bedeuten, trüge ich nicht meinen schlimmsten Feind in meinem eigenen Leibe, nämlich in meinem Kopfe, dessen Krankheit in letzter Zeit in eine sehr bedenkliche Phase getreten. Fast die ganze linke Seite ist paralysirt, in Bezug auf die Empfindung; die Bewegung der Muskeln ist noch vorhanden. Ueber der linken Augenbraue, wo die Nase anfängt, liegt ein Druck wie Blei, der nie aufhört, seit beinah zwei Jahren ist dieser Druck stationär; nur in Momenten des starken Anstrengens beim Arbeiten empfand ich ihn weniger, nachher aber war die Reaction desto größer, und wie Du denken kannst, darf ich wenig jetzt arbeiten. Welch ein Unglück! Damit ist auch das linke Auge sehr schwach und leidend, stimmt oft nicht zusammen mit dem rechten, und zu Zeiten entsteht dadurch eine Verwirrung des Gesichtes, die weit unleidlicher, als das Dunkel der vollen Blindheit. Seit zwei Monat habe ich im Genick ein Haarseil, aber das ist nur Palliativ, und ich habe zu keinem Heilmittel Vertrauen. Ich erzähle Dir das, nicht, weil ich von Dir Rath erwarte, sondern

weil ich Deine ärztliche Neugier zufrieden stellen will. Ich habe wenig Hoffnung des Besserwerdens und sehe einer trüben Zukunft entgegen. — Meine Frau ist ein gutes, natürliches, heiteres Kind, launisch wie nur irgend eine Französin sein kann, und sie erlaubt mir nicht in melancholisches Träumen, wozu ich so viel Anlage habe, zu versinken. Seit acht Jahren liebe ich sie mit einer Zärtlichkeit und Leidenschaft, die an's Fabelhafte grenzt. Ich habe seitdem schrecklich viel Glück genossen, Qual und Seligkeit in entsetzlichster Mischung, mehr als meine sensible Natur ertragen konnte. Werde ich jetzt die nüchterne Bitterniß des Bodensatzes schlucken müssen? Wie gesagt, mich graut vor der Zukunft. — Aber wer weiß, es geht vielleicht besser, als mein getrübter Sinn es ahnet. — Bleibe Du mir nur zugethan, theuerster Bruder, und ich gebe meinem Herzen einen Halt Deiner Brudertreue, an Deiner sicheren Bruderliebe.

In Hamburg scheint Alles in floribus zu sein. Daß Mariechen eine so gute Parthie machte, ist ein groß Glück, für welches ich dem lieben Gott danke. Welche Freude für unsere Schwester und unsere Mutter! Letztere altert sehr, aber das liegt in einem allgemeinen Menschenschicksal; ich hoffe, sie wird lange bei uns bleiben, die gute, vortreffliche Mutter.

Mit der Familie stehe ich gut genug, auch mit Onkel Heine, er giebt mir jährlich acht tausend Francs, ungefähr die Hälfte von dem, was ich brauche. Bin aber zufrieden jetzt, wo ich körperleidend bin und auf meine Arbeit nicht gut rechnen kann, eine fixe Pension zu haben. — Nach Deutschland gehe ich nie und nimmermehr zurück. Ich lebe hier umfriedet, wenigstens in Bezug auf äußere Berührung. — Und nun, theurer Bruder, lebe wohl, und schreib mir bald. Meine Adresse ist: Faubourg Poissonnière Nr. 46.

Möge Dich dieses Blatt in guter Gesundheit und glücklicher Stimmung antreffen.

H. Heine.

Außer meinem Kopf bin ich leiblich und geistig ganz gesund.

9.

Madame
Me. Henri Heine.
Dans la pension de Me. Darte, 101 à Chaillôt
affr. Paris.

Hambourg, le 20. Novembre **1843**.

Ma femme chérie! Je t'ai écrit hier d'acheter chez la modiste deux chapeaux, un pour ma

sœur, l'autre pour ma nièce. Mais ma nièce vient de me faire dire qu'elle ne veut pas de chapeau dans ce moment, où qu'elle à encore deux chapeaux magnifiques et qu'elle accouchera à la fin du mois prochain, ce qui l'empêchera de faire usage d'un nouveau chapeau de sitôt. Pour cette raison, tu n'as besoin d'acheter que le chapeau pour ma sœur qui doit être conditionné comme je te l'ai dit hier. Elle a la figure minée, mais ce n'est pas une grande femme; elle est à peu près de la grandeur d'Elisa. Si le velours simple ou le velours crêpé est le plus à la mode, tu prendras un chapeau de cet étoffe; mais je le repète, il ne doit pas être trop cher, la caisse doit être addressée comme je l'ai dit dans ma lettre d'hier. — Adieu, je t'embrasse. Mes affaires vont très bien et je suis sur le point de regler mes intérêts avec mon libraire d'une manière bien favorable. C'était bien nécessaire que je suis venu ici — je ne perds pas mon temps. Tu trouveras ici tout bien préparé. Adieu! Je ne pense qu'à toi et je t'aime comme un fou que je suis

Henri Heiné.

10.

Brief an seine Mutter.

Montmorency, den 28. August 1847.

Liebe, gute Mutter!

Deinen lieben Brief vom 3. August habe ich richtig erhalten. Es ist hier Alles beim Alten, und ich werde, bis es herbstlich wird, hier bleiben; dies wird aber wahrscheinlich nicht über vier Wochen währen, da es Ende September hier sehr kalt zu werden anfängt. Meine Augen im selben Zustand, und das Schreiben macht mich übel; schreibe daher fast gar nicht. Heute schreibe ich Dir zunächst, um Dir einliegende Papiere zurückzuschicken, die zu diesem Endzweck bereits seit sechs Monaten, wo ich meine Scripturen ordnete, bereit lagen. Wozu soll ich sie im Grunde bei mir behalten? Denn ehrlich gestanden, nur als ein Zeichen Deiner mütterlichen Liebe hatten sie für mich eine Geltung, sonst aber kam es mir nie in den Sinn, davon jemals Ge=

brauch zu machen.*) Max wird in dieser Beziehung ganz so denken wie ich; Du mußt, nach meinem Rathe, die ganze Summe meiner Schwester lassen. — Mein weib- und kinderloser, in Amt und Glück stehender Bruder Max ist versorgt, wohlversorgt, und auch ich hab' bis an mein Ende genug zu leben; auch für meine Frau ist gesorgt und ist schon dadurch beglückt, daß Du sie liebst, hier kann also von keinem Opfer die Rede sein.

Sei überzeugt, auch Gustav hat dies Geld eben so wenig nöthig, wie ich und Max. Das ist mein Wunsch und mein Rath, die beide um so mehr Gewicht haben dürften, da ich der Aelteste meiner Geschwister bin, und mein Wort Dich jedenfalls gegen Dich selbst beruhigen darf. — Nun, thue was Du willst, und laß mich nichts mehr von dieser Angelegenheit hören.

Dein liebend getreuer Sohn

Heinrich Heine.

---

*) Zum näheren Verständniß des obigen Briefes diene die Notiz, daß die Mutter testamentarisch ein Kapital unter ihre vier Kinder vertheilen wollte. Die Mutter hatte ihrem Sohne Heinrich alle darauf bezüglichen Documente zugeschickt, und ihn wegen der formellen Anordnungen consultirt.

M. H.

11.

Brief an seine Mutter.

Montmorency, den 5. October 1847.

Liebste Mutter!

Mein Brief ist einige Tage liegen geblieben, da ich erst morgen nach Paris reise, wo ich ihn auf die Post legen will. Ich suche mir dort eine neue Wohnung für den 15. October; bis dahin bleibe ich hier, wo ich mich behaglich befinde. Meine Frau ist wohl, und wir sprechen beständig von Dir. Schreib mir bald, denn ich bin jetzt, wo ich weniger lesen kann, sehr leicht im Stande zuviel nachzugrübeln. Der Himmel erhalte Dich im schönsten Wohlsein. Wenn nicht die fatalen Gesichter in Hamburg wären! — Nächstes Jahr gedenke ich das Bad Gastein zu besuchen, das man mir sehr rühmt. Lebe wohl, theure Mutter, schreibe mir bald und sei überzeugt, daß keine Stunde vergeht, wo ich nicht an Dich und Deine mütterliche Treue denke.

Dein gehorsamer Sohn
H. Heine.

12.

Brief an seinen Bruder Max.

Passy, den 12. September 1848.

Mein geliebter Bruder!

Es drängt mich meinem gestrigen Briefe einige Zeilen auf dem Fuße nachfolgen zu lassen. Das Beste, was ich Dir zu sagen habe, ist, daß die verflossene Nacht eine schmerzlose und ruhige war; obgleich die Krämpfe im Grunde dieselben geblieben, und dieselben Kontraktionen und Verkrümmungen hervorbrachten, so fehlte ihnen doch der acute Schmerz und ich habe auch einige Minuten geschlafen. Ich träumte von unserem seligen Vater. Das Wichtigere aber, was ich Dir noch zu sagen habe, betrifft noch die 4000*) Francs, die Du mir noch schicken wolltest. Ich muß Dich auf Ehr und Gewissen bitten, mir aufrichtig zu sagen, ob wirklich Deine Umstände es erlauben, diese Summe zu risquiren, ich sage zu risquiren, denn obgleich meine Finanzen im nächsten Jahre wieder ganz hergestellt sein werden, so bin ich doch nicht sicher, ob ich diese Zeit auch erlebe. Wenn Du aber jene Summe

*) Vergleiche die Schlußbemerkung.

entbehren kannst, und schlimmsten Falles verlieren kannst, so gestehe ich Dir offen, daß die Hülfe ihren Hauptwerth dadurch erhält, daß sie bald anlangt, indem eben der Moment von kritischer Bedeutung ist. Du hast keinen Begriff davon, wie Jeder hier von Geldnoth gehetzt wird; denk' Dir nun Einen, der gehetzt wird und keine Beine hat, und eine Meile entfernt vom Schauplatze des Verkehrs auf seinem Bette angenagelt liegt. In vierzehn Tagen werde ich wieder in Paris wohnen, und kann schon allenfalls die Personen, womit ich im Verkehr stehe, zu mir kommen lassen, und ich hoffe allmählich meine Verhältnisse behaglich zu gestalten. Ich habe mich seit gestern entschlossen, dennoch eine neue Wohnung zu nehmen, was freilich wieder neue Kosten herbeiführt. Dir, lieber Max, verdanke ich es, daß ich solches ausführen und somit für meine Gesundheit etwas Förderliches thun kann. — Von Hamburg habe ich eben die besten Nachrichten empfangen. Die Mutter schickt mir auch Deine Anweisung, wie man sich bei der Cholera zu verhalten habe. Ich kann vielleicht für Andere nützlichen Gebrauch davon machen. Wie wäre es, wenn Du mir zu öffentlicher Benutzung einen großen Brief schriebest, im populärsten Tone, jeder Intelligenz zugänglich, mit den genauesten Details, was man bei

den ersten Symptomen der Krankheit zu thun habe, mit einer ganz populär geschriebenen und für die Laien faßlichen Angabe der Medicamente; kurz einen Brief, den ich hier veröffentlichen könnte, sobald die Cholera hier wieder ihre Aufwartung macht, und die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt? Das ist eine Idee, die mir soeben aufschießt und durch ihre Actualität vielleicht fruchtbar sein kann, aber das Manuscript muß zur rechten Zeit anlangen.*) Dein Brief über die „Pest" war sehr gut geschrieben; hier aber brauchst Du Dich nicht in Kosten des Schönschreibens zu setzen, da ich Deinen Brief in's Französische übersetzt geben muß. Deinen Brief über die Pest erhielt ich am Tage, wo ich nach Barège reiste; ich gab ihn einem Freunde zur Veröffentlichung in's Französische, aber nur ein einziges französisches Blatt druckte ihn; die französische Presse verbreitet nicht gern etwas, was mit den französischen Handlungsinteressen im Widerspruch stand, wie Deine Meinung über die Quarantänen. Vielleicht interessirt Dich diese retrospective Notiz.**)

---

*) Ist geschehen. M. H.

**) Bekanntlich habe ich für ein strenges Quarantäne-System gegen die orientalische Pest (freilich nicht im Interesse des Handels) ein erfolgreiches Wort geführt.
M. H.

Ueber meine Krankheit will ich Dir nächstens einmal mancherlei mittheilen, woraus Dir, dem Arzte, vielleicht ein Licht aufgehen mag. Ich weiß nicht woran ich bin, und keiner meiner Aerzte weiß es. So viel ist gewiß, daß ich in den letzten drei Monaten mehr Qualen erduldet habe, als jemals die spanische Inquisition ersinnen konnte. Dieser lebendige Tod, dieses Unleben ist nicht zu ertragen, wenn sich noch Schmerzen dazu gesellen. Vorigen Winter hatte ich große Genesungshoffnung durch einen ungarischen Charlatan, der durch seine Wundertinctur mir meine letzten Kräfte raubte. Genug davon! Wenn ich auch nicht gleich sterbe, so ist doch das Leben für mich auf ewig verloren, und ich liebe doch das Leben mit so inbrünstiger Leidenschaft. Für mich giebt es keine schöne Berggipfel mehr, die ich erklimme, keine Frauenlippe, die ich küsse, nicht mal mehr ein guter Rinderbraten in Gesellschaft heiter schmausender Gäste; meine Lippen sind gelähmt wie meine Füße, auch die Eßwerkzeuge sind gelähmt, eben so sehr wie die Absonderungscanäle. Ich kann weder kauen noch k . . ., werde wie ein Vogel gefüttert. Dieses Unleben ist nicht zu ertragen. O! welch ein Unglück, lieber Max, daß ich nicht bei Dir sein kann.

Dein leidender Bruder

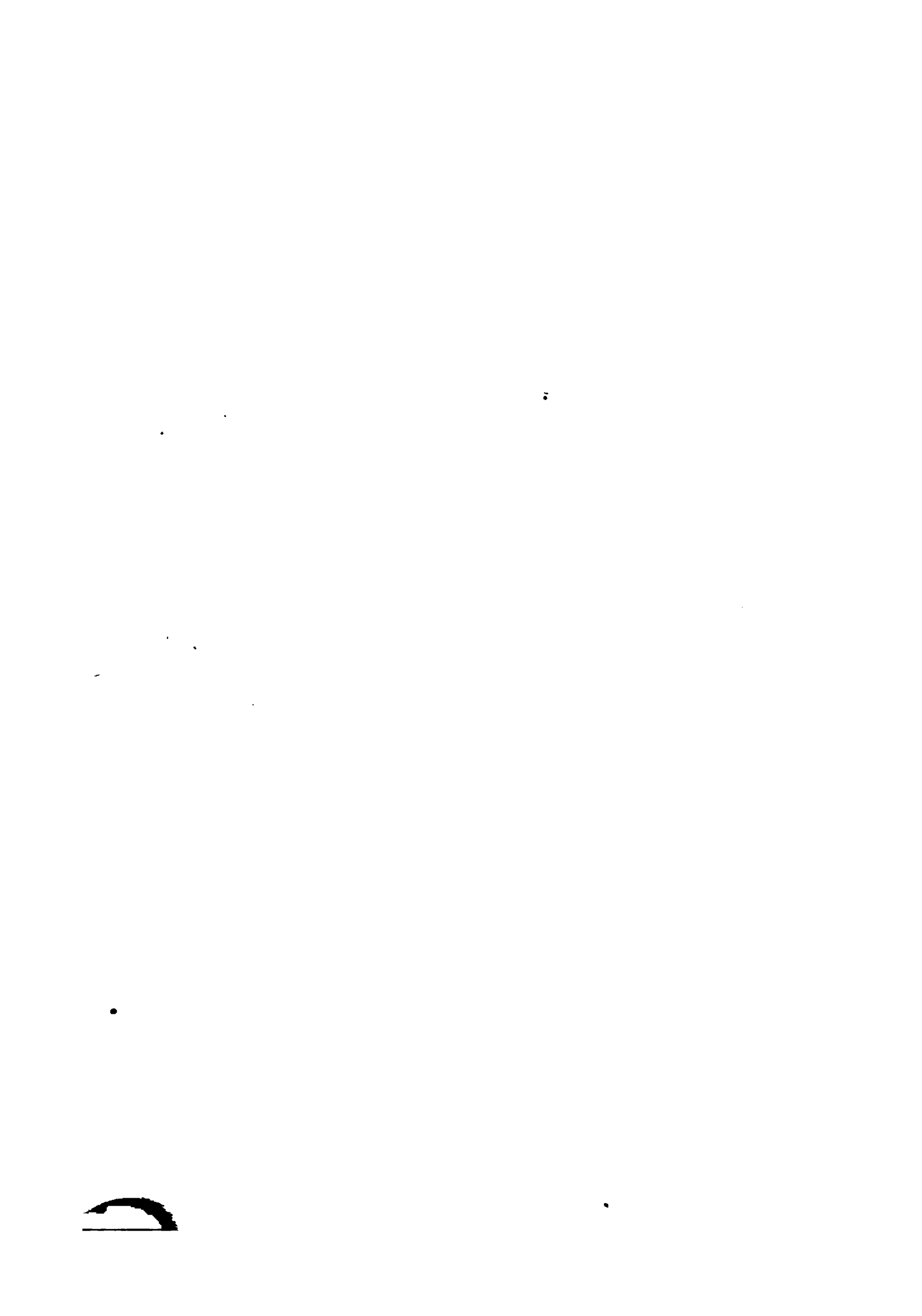
Heinrich Heine.

Schlußbemerkung zu Seite 180.

Gehört Das auch in die Oeffentlichkeit? wird mancher delicate Leser einwerfen. Ganz gewiß. Mit Uebergehung so vieler dahin bezüglicher Familienbriefe H. Heine's glaubten wir beispielsweise diesen einen Brief veröffentlichen zu müssen, da öffentliche Blätter und Lebensbeschreiber H. Heine's sich erdreisteten, den nächsten Verwandten den Vorwurf zu machen, daß sie den Dichter in Elend (!) und Noth (!) verkümmern ließen. Das alberne Märchen von Schillers Armuth hat eben so wenig Bedeutung, als daß H. Heine gleich den „Mispeln" auf Stroh am besten gediehen ist. Die Einkünfte des Privatmannes H. Heine betrugen oft mehr als 15,000 Francs jährlich, der Dichter brauchte nicht selten das doppelte. Es ereignete sich einmal, daß in elf Monaten neun Mal die Wohnung geändert wurde!! Man braucht gerade nicht Paris zu kennen, auch der letzte Bewohner von Krähwinkel weiß, mit welchen Kosten Umzüge verbunden sind. Heine's bekannte beständige Reisen in Deutschland, Italien, England, Frankreich und besonders eine zeitlang der fast alljährliche Besuch der Seebäder, oft mit Familie, sprechen gerade nicht für Elend (!) und Noth (!).

Diese thatsächliche Berichtigung wird freilich dem etwaigen Erscheinen eines pikanten Romans oder Dramas mit obligater Verhungerungs- und Verdurstungs-Scene Heinrich Heine's nicht sehr förderlich sein.

M. H.



Einige Züge aus dem Leben des Onkels.



1.

Der Besuch in der Schenke.

Oftmals mußte ich den Onkel von der Börse abholen, um mit ihm eine kleine Spaziertour zu Fuße zu machen. Die Equipage wurde dann an einen bestimmten Ort bestellt, wo sie auf uns warten sollte. So hatten wir es auch eines Nachmittages, ehe wir auf's Land fuhren, eingerichtet. Wir schlugen unweit des Dammthores der Stadt einen Seitenweg ein, der ziemlich öde gelegen war. Sehr bald bemerkten wir, daß das Wetter sich verändert hatte; der Himmel überzog sich plötzlich mit drohenden Wolken, ein leiser Donner wurde vernehmbar. Im Nu begann ein Regen und wir hatten kaum Zeit eine unweit des Weges gelegene Branntweinschenke zu erreichen, als das fürchterlichste Unwetter losbrach. Die Schenke war mit allerhand Volk angefüllt, Alles in einen Tabaksqualm eingehüllt, so daß man kaum das auf dem Tisch stehende Oellämpchen bemerken konnte. Eine wahre Finsterniß herrschte in dem engen Raume. Der Onkel und ich

quetschten uns in eine Ecke hinter einen Tisch, auf den wir zwei Gläser Schnaps hinstellen ließen.

Der Onkel hatte seine Mütze tief in das Gesicht gedrückt und den Rock hoch zugeknöpft. Vor dem Schenktisch war eine sehr lebhafte Unterhaltung in plattdeutscher Sprache. Von unserer Ecke aus konnten wir jedes Wort verstehen. Aus dem Durcheinander erkannten wir sehr bald die Klagen des Wirthes, die mit den Worten schlossen: „Nun ist bald meine Wirthschaft hier aus. Die Schenke wird unter dem Hammer verkauft, und ich mit Weib und Kind müssen den Bettelstab ergreifen.“ „Wie so denn das?“ riefen mehrere Stimmen. „Eine Schuld hat mich in die unglückliche Lage gebracht, daß mein kleines Häuschen von Gerichtswegen übermorgen verhammert wird.“ — Der arme Mann und Kinder! — riefen die Gäste im Chor. — Ja, rief einer, hat denn gar Keiner mit Euch Mitleiden und sucht Euch zu helfen, bis ihr wieder flott werdet? Ein Anderer: Ach ja, die Reichen, die haben kein Herz, die kennen unser Elend nicht. Und da sagt man, unser Hamburg wäre eine wohlthätige Stadt, und ein armer Bürger muß mit Weib und Kind betteln gehen, weil bei seinem unverschuldeten Unglück auch nicht eine Hand Hülfe leistet. — Ne, sagte wieder ein Anderer, das ist nicht ganz wahr, ich

habe doch von einem Hamburger Bürger gehört, der gerne hilft. — „Und wer ist es denn?“ fragte der Wirth. „Nun, wer Anders als der reiche Heine.“ — Der Wirth: „Aber wie kommt man an den?“ — „Das weiß ich nicht.“ — „Na,“ sagte abermals der Wirth, „denn trinkt ihr heute den letzten Schnaps bei mir.“

Unterdessen donnerte und blitzte und platzregnete es immerfort. Wir saßen immer schweigend in der dunklen Ecke. Als das Unwetter sich zu verziehen begann, stand mein Onkel auf, ging an den Buffettisch, zahlte die unberührten Schnäpse und fragte ganz gleichgültig den Wirth: „Wie groß ist denn die Schuld, um die Euer Häuschen weggehammert werden soll?“

„Ach, lieber Meister,“ erwiderte der Wirth, der ohne Zweifel den Alten für einen Handwerker gehalten, „für mich eine große Schuld 280 Mark.“ — „Nicht wenig,“ versetzte der Onkel, „wie seid Ihr denn dazu gekommen?“ — „Krankheiten und Gutsage für einen betrügerischen Freund.“ — „Habt Ihr Euch schon um Hülfe an Andere gewandt?“ — „Ach an so Viele, Meister, daß ich nicht mehr den Muth habe mich an Jemand zu wenden!“ — „Na so wendet Euch an den alten Heine, wie der eine Fuhrmann Euch gerathen hat.“ — „Ich kenne ihn

ja doch nicht.“ — „Nun, vielleicht kann ich Euch etwas helfen, ich kenne den Alten. Wollen wir es zusammen versuchen. Morgen Glock zehn findet Euch ein an der Thür seines Hauses auf dem Jungfernstieg. Ich werde auch da sein, hab' auch im Heine'schen Comptoir zu thun, Adieu!“

Das Wetter hatte sich aufgeklärt. Wir fanden sehr bald unsere Equipage und fuhren auf's Land nach Ottensen. Der Onkel sprach kein Wort über das Vergangene. Auch ich schwieg, doch war ich nicht wenig gespannt, wie sich das kleine Drama entwickeln werde.

Anderen Morgens fuhren wir rechtzeitig von Ottensen aus, stiegen an der Ecke des Jungfernstiegs aus, gingen das Stückchen bis zum Hause zu Fuß, und fanden richtig an der Thür unseren Mann von gestern. Er grüßte, indem mein Onkel zu ihm sagte: „Kommen Sie mit.“ Schweigend ging ich hinterher. Beim Eintritt des Onkels ins Comptoir erhoben sich alle die Herrn. Der Onkel rief den ersten Geschäftsführer und sagte ganz laut zu ihm: „Herr Leo, geben Sie diesem Mann da sogleich 280 Mark ohne alle Quittung. Adieu,“ wandte er sich zu diesem um. „Seien Sie fleißig, dann trinke ich wieder einmal einen Schnaps bei Ihnen.“

Ohne Weiteres schritt der Onkel durch alle

Comptoirzimmer in sein Cabinet. Der arme Mann wollte ihm mit Dankesworten folgen. „Schon gut,“ sagte der Alte ganz ärgerlich, „jetzt stören Sie mich nicht weiter; denn jetzt muß ich mit Herrn Heine arbeiten, Adieu.“ Der verblüffte arme Mann empfing sofort sein Geld, verbeugte sich nach allen Seiten im Comptoir, und verließ seelenvergnügt das Heine'sche Haus.

2.

Das Schulhaus in Ottensen.

Das an der Elbe reizend gelegene Landhaus des Onkels gehörte zum Dorfe Ottensen in Holstein. Der Onkel liebte diese Gegend und hatte dem Dorfe und seinen Bewohnern manche Wohlthat erwiesen. Die Dorfkirche bedurfte der Restauration und des gründlichen Aufbaues eines Schulgebäudes. Der Gemeinde fehlte es an den gehörigen Geldmitteln, und sie bat die Regierung um die Erlaubniß, eine Collecte veranstalten zu dürfen. Der Bitte wurde willfahrt, und ein großes, dickes, amtlich untersiegeltes Buch sollte zu diesem Zwecke in Umlauf gesetzt werden. Es mußten 40,000 Mark aufgebracht werden. Die Gemeinde von Ottensen wählte eine De=

putation, die mit der Ausführung der Collecte betraut wurde. Sie beschloß, sich zuerst an ihren reichen Sommermitbürger zu wenden. So geschah es. An einem schönen Morgen traten drei Herrn im Frack, weißer Halsbinde und sonstigen Deputationsrequisiten in das Empfangszimmer der Heine'schen Villa in Ottensen, und brachten unter den gehörigen Verbeugungen ihre Angelegenheit vor. Der Onkel sah sich das große, dicke Buch an und sagte, indem er es öffnete und auf die erste noch ganz unbeschriebene Seite hindeutete: „Meine Herren, es wäre unbescheiden von mir, mich an die Spitze Ihres Buches zu schreiben, denn eigentlich bin ich doch Hamburger, nur hiesiger Sommerbewohner. Ich glaube, es wäre geziemender, sich zuerst an ein Landeskind, z. B. an meinen reichen Nachbar Herrn Donner zu wenden, und dann zu mir zu kommen."

Die Deputation empfing das große Buch zurück und empfahl sich in aller Ehrerbietung.

Sie wandte sich nun an Herrn Donner, den Millionair in Altona, der gerade nicht zu den Freigebigsten zu rechnen war. Herr Donner hörte mit großer Ruhe und Würde die Deputation an, nahm auch zur Bescheidenheit seine Zuflucht indem er sagte: „Nein, meine Herren, das geht nicht, an der Spitze Ihres Buches muß ein Mann wie Herr Salomon

Heine stehen, aber sein Sie überzeugt, und ich gebe Ihnen mein Wort darauf, den Beitrag, den Herr Heine zeichnet, zeichne ich auch; dann kommen Sie zu mir zurück."

Am nächsten Sonntag erschienen die drei Herrn in Frack, weißer Halsbinde und den übrigen Requisiten einer Deputation abermals im Empfangzimmer der Villa in Ottensen. Mein Onkel empfing sie auf's Liebenswürdigste und befragte sie um das Resultat ihrer Mission. Verlegen bemerkte der Sprecher, daß Herr Donner noch nichts gezeichnet, sie abermals aus Bescheidenheit zu Herrn Heine zurückgeschickt habe mit der positiven Bemerkung, daß, was Herr Heine gäbe, gleichfalls auch von ihm gegeben würde.

„So," sagte der Onkel lächelnd, „das hat Ihnen Herr Donner gesagt?"

„Jawohl," antworteten mehrere der Deputation, „er hat darauf auch sein Wort gegeben."

Der Onkel ergriff rasch eine Feder, tunkte sie ein, nahm das Buch in die Hand und schrieb oben auf die erste Seite: Salomon Heine — 20,000 Mark.

„Und nun, meine Herren, gehen Sie sogleich zu Herrn Donner und lassen Sie sich die andere Hälfte geben. Ihr Geschäft ist jetzt beendet, ich

grüße Sie.“ Herr Donner, ein Mann von Wort und Treue, zögerte nicht, die anderen 20,000 Mark zu zeichnen, aber mit welchem Gefühle? Die Lacher waren nicht auf seiner Seite.

3.

Die Collecte.

Mein Onkel liebte sehr das Theater. Wie strahlte sein lebhaftes Auge, wenn er von dem früheren Glanze der Hamburger Bühne erzählte, wenn er vom Spiel der Ackermann, von Iffland, Schröder und Schmidt sprach. Er hatte allzeit den Mitgliedern der Hamburger Bühne unendlich viele Wohlthaten und Gefälligkeiten erwiesen. Außer seiner abonnirten Loge in der Bel-Etage hatte er, als Mitglied des Theater-Comité's, noch einen Platz in der Prosceniumsloge. Da saß er so viele Jahre mit seinem einfachen, so richtigen Urtheile und brachte durch seine derbe, schmucklose, aber sehr wahre Kritik den Director Schmidt oft zur Verzweiflung. Und in der That, wenn Schmidt ein Stück enthusiastisch lobte und empfahl, Schmidt, der Meister der Dramaturgie, so setzte mein Onkel oft kurz hinzu: „Das Stück wird durchfallen,“ und Amen, es wurde wahr.

Da ereignete es sich eines Tages, daß ein armer Theaterarbeiter, Vater von fünf kleinen Kindern, aus den Wolken fiel, nämlich aus den Soffiten vom Schnürboden, und so unglücklich, daß er beide Beine brach.

Es wurde unter dem Theaterpersonal, das wahrlich keine brillanten Gagen bezog, viel überlegt, wie der blutarmen Familie in diesem Unglücke zu helfen sei. Wieviel konnte auch eine Theatercollecte einbringen? Höchstens 70 bis 80 Mark. Da beschloß man, den Collectbogen auch anderer Privatwohlthätigkeit einzuhändigen. „Wenden wir uns zuerst," sagte ein Chorist, „an unsern großen Gönner, an Herrn Salomon Heine, vielleicht giebt er einen fetten Beitrag."

Der Vorschlag wurde angenommen, und da man die Liebenswürdigkeit des Alten gegen hübsche junge Mädchen beim Theater kannte, so wurde das jüngste und hübscheste Mädchen von dem Singchor (mit dem Unterschriftsbogen in der Hand) mit dieser Mission betraut.*)

Mein Onkel, der in Zwischenacten oft die Bühne besuchte, kannte besonders das weibliche Personal

---

*) Es war dies Fräulein Marianne Hollmann, die leider schon am 7. Juli 1841 in Prag starb.

ganz persönlich. Es war eine gute Stunde, als das hübsche Mädchen in sein Cabinet eintrat. Schüchtern und sehr befangen erzählte das junge Mädchen die tragische Begebenheit, die den Alten wahrhaft rührte. „Ja, mein liebes Kind, sagte er, da muß man was thun," nahm den Bogen und schrieb — 200 Mark. Als das Mädchen diese ihr so bedeutend scheinende Summe sah, zitterte sie vor Freude, Thränen glänzten in ihren schönen Augen, doch fügte sie naiv hinzu: „Aber Herr Heine, haben Sie sich nicht verschrieben, das ist ja sehr viel!"

„Wenn Du mir, gutes Kind," sagte der Alte, dem das Benehmen des Mädchens so sehr gefiel, „einen Kuß giebst, dann schreibe ich noch eine Null hinzu!"

Das Mädchen umarmte den Alten und küßte ihn unter einem Strom von Thränen.

Auf dem Bogen stand 2000 Mark, und das junge Mädchen eilte mit dieser Botschaft an das Krankenlager des unglücklichen Arbeiters. Seit jener Zeit brachte das Mädchen alljährlich zur Weihnacht eine kleine Handarbeit zum Geschenk. Die letzte, die ich selbst sah, war ein gestickter Wandkalender, der bis zum Tode des Onkels in seinem Cabinete gehangen hat.



4.

Die Begegnung.

Der Onkel machte fast jährlich eine mehrwöchentliche Badereise. Nach beendeter Kur wurde dann noch eine kleine Vergnügungsreise unternommen.

Einstmals zog er auf diese Weise durch Bayern, und kam bis in die Gegend von Bayreuth. Er fuhr gewöhnlich in vierspännigem eigenen Wagen, begleitet von seiner Frau und gehöriger Dienerschaft. Er liebte es, wo eine schöne Gegend, eine reizende Anhöhe sich zeigte, den Wagen zu verlassen und allein vorauszugehen. Der Wagen blieb oft eine halbe Stunde zurück. Das that er einstmals auch, als er ungefähr eine Meile von Bayreuth entfernt war. Er wanderte heiteren Muthes voran, als er in seiner Nähe einen Mann gewahrte, der ihm außerordentlich auffiel. Eine stämmige Figur ohne Hut, entblößten Halses mit wallendem Lockenhaar, einen derben Knotenstock in der Hand haltend.

Die beiden Fußgänger kamen immer näher an einander. Mein Onkel grüßte den Unbekannten, der sehr höflich den Gruß erwiderte. Es entspann sich bald ein Gespräch, bei welchem der Eine dem Andern stets tief in die Augen schaute. Beide Männer

sprachen lebhaft, rasch, pikant. Endlich als man schon Bayreuths ansichtig wurde, sagte der Onkel: „Jetzt muß ich Sie verlassen, und zu meiner Frau in den Wagen steigen. Aber Sie gefallen mir, ich möchte wissen, wer Sie sind?“ Der Andere sprach: „Auch Sie gefallen mir recht gut, ich bin Jean Paul.“ — „Freue mich, Sie kennen zu lernen.“ — „Heiße auch Friedrich Richter und bin in Bayreuth zu Hause.“ — „Freue mich nochmals, ich bin der Banquier Salomon Heine aus Hamburg und bleibe heute zu Nacht in Bayreuth; wir müssen uns noch einmal sprechen.“

Die beiden Männer gaben sich die Hände und trennten sich. Als der Onkel im Wagen saß, sagte er zu seiner Frau: „Ich habe eben einen Mann kennen gelernt, der, ich glaube, Jean Paul sich nennt. Ich habe zu fragen vergessen, was er für ein Geschäft hat. Aber ich sage Dir, der Mann muß viel gelernt haben, und spricht, so was Liebliches kannst Du Dir nicht denken. Der muß den Abend mit uns sein.“

Der Wirth im Gasthofe zu Bayreuth machte große Augen, als ihn der Onkel fragte: ob er einen Mann im Orte kenne, der Jean Paul heiße? Nun erfuhr der Onkel, daß er den größten Humoristen seiner Zeit, es war im Jahre 1818, gesprochen habe.

Der Wirth erfuhr aber auch, namentlich durch die Dienerschaft, daß der große Millionair von Hamburg bei ihm eingekehrt sei. Durch die Vermittelung des Wirths besuchte Jean Paul noch am selben Abend den Onkel, und Beide brachten bei einer Flasche Champagner ungeheuer heitere Stunden zu, die besonders der Tante, die mir oft davon erzählt hat, unvergeßlich geblieben sind. Jean Paul mußte versprechen, den Onkel in Hamburg zu besuchen, was auch im nächsten Frühling geschah. Die Aufnahme Jean Paul's im Heine'schen Hause war glänzend, und der Onkel, der dessen dürftige Vermögensverhältnisse kannte, machte ihm beim Abschied ein ansehnliches Geldgeschenk. Mehr als alle seine zahlreichen Schriften hat die herrliche Persönlichkeit des großen Mannes auf den Onkel gewirkt. Späterhin warf er Blicke in Jean Paul's Werke, Katzenberger's Badereise hat ihm sehr gefallen, aber am liebsten sprach er von — Jean Paul dem Menschen.

5.

Eine Vergnügungsreise.

Es war oft die Rede, die in Lüneburg verheirathete Cousine Charlotte Christiani zu besuchen.

Im Frühjahr 1838 wurde der große Plan ausgeführt. Ich, damals Günstling des Familientyrannen, sollte mitfahren. Ich kannte noch nicht den großen Blechkasten mit geklopftem Zucker, den unvermeidlichen Begleiter aller Vergnügungstouren des Onkels und der Tante, die Verzweiflung des jedesmaligen Mitreisenden, Neffe oder Nichte. Mein Bruder Heinrich hatte auch einmal den alle Gemüthlichkeit störenden kolossalen Zuckerkasten auf einer Badereise kennen gelernt und — verwünscht. Ich aber sollte auf dieser kleinen Tour fast an einem und demselben Tage zwei Scenen mit dem Alten erleben, die an Drastischem keinem flamändischen Genrestücke nachstehen würden. Auf der vier Meilen von Hamburg entfernten Station Zollenspieker angelangt, war die über die Elbe führende Fähre eben abgegangen, folglich ein Aufenthalt von wenigstens einer guten Stunde in Aussicht. Dies verstimmte schon den Alten, der überhaupt immer dem Endziele einer Reise zuzufliegen liebte. Vom Frühstück war keine Rede. Beide, Onkel und Tante, hatten keinen Appetit, was galt ihnen mein jugendlicher Magen, was war ihnen „Hekuba?“ Indem ich im Hotel des Stations- und Wartehauses herumschlenderte, kam mir der einladendste Brodem aus der Küche in die Nase; ich bestellte eine Tasse Bouillon,

die ich mit dem größten Behagen hinunterschlürfte. Da wurde ich plötzlich zur Tante gerufen, ich dachte die Bouillon nachher zu bezahlen. Die Tante nahm meinen Arm, um am Ufer der Elbe zu promeniren. Es kam die Zeit zur Abfahrt und der Kellner mahnte meinen Onkel um zwei Schilling (1½ Sgr.) für die Bouillon. „Ich habe nichts verzehrt," brüllte der Alte. „Aber der Herr Sohn," versetzte der Kellner, der vielleicht unwillig war, den Hamburger Krösus nicht prellen zu können. Der Alte zahlte; in dem kritischen Augenblick kam ich hinzu. Man hat oft schon wüthende Onkel auf dem Theater gesehen, oder in Romanen beschrieben gelesen, aber die sich jetzt hier präsentirende Scene übertraf Alles. Der Alte zitterte vor Wuth, der Schaum kam vor den Mund, ein Hagel von Vorwürfen der unschmeichelhaftesten Art ergoß sich über mich, er ließ sich gar nicht besänftigen. Der ewige Refrain lautete: „Ich habe gesagt, hier will ich nichts verzehren!" Der so stürmische Auftritt ärgerte mich der Art, daß mir völlig übel wurde. Ich machte eine kleine Handbewegung, und die ganze vermaledeite Bouillon stürzte hervor. Ich ließ den Alten sammt dem Corpus delicti verblüfft stehen, und ging der uns erwartenden Fähre zu. Nun spielte ich den Beleidigten. Der Alte suchte sich wieder angenehm zu

zu machen, aber bis Lüneburg sprach ich kein Wort.

Ein gutes Mittagsmahl bei Christiani's brachte Alles wieder in das beste Geleis. Der Thee wurde späterhin unter großer Heiterkeit genossen, und gegen elf Uhr trennten wir uns. Für mich waren in einem benachbarten Hôtel Zimmer gemiethet, und ich machte mich auf den Weg. Als ich auf die Straße trat, war es eine herrliche Nacht, ein prachtvoller Mondschein. Da stand ich vor dem schlanken Johannisthurm, da war das alte Schulhaus, der erinnerungsreiche Schulplatz, wo ich vor 14 Jahren eine so glückliche Jugend verlebt hatte. Träumend ging ich immer weiter, ich war am Thor, ich überschritt die kleine Brücke, unter der die Lüne fortrauscht, ich betrat jene liebliche Allee, die mich so oft nach dem Kloster Lüne geführt, den Spaziergang für meine dichterische Phantasie. Da stand ich vor dem Kloster-Gebäude, wo der fromme Liederdichter Spitta gelebt, zu dem ich so oft gewandert bin, und der den poetischen Funken in meiner jungen Seele zur Flamme angefacht. Auf einer Bank dieser jetzt vom Monde so klar beleuchteten Allee hatte ich einst die ersten größeren Jugendgedichte entworfen, diese Seifenblasen holder Täuschungen. Aber auch zu wirklichen Gestalten der vergangenen Jahre männlicher Reife riß

mich die Erinnerung hin. Von der Schulbank flog ich über den Balkan zu den reizenden Griechinnen an den Wellen des schwarzen Meeres, Ströme Blutes sah ich auf den Schlachtfeldern Polens fließen, an den Ufern der Elbe versank ich noch einmal in die Träume der Lyrik, und süße Erinnerungen von dem Strande der Neva durchzuckten mein Herz. Das ganze erste Decennium meines so bewegten Lebens durchflog ich in diesen stillen Stunden der Mondnacht. Zwei Uhr hatte schon längst die Uhr des Johannisthurmes geschlagen, als ich in meinem Hôtel anlangte, wo erst gegen Morgen ein ruhiger Schlaf mich erquickte.

Hell schien die freundlichste Sonne in mein Schlafgemach, als, es war schon über zehn Uhr Morgens, der Kellner mich erweckte, mit dem Zusatze: „Der Herr Oheim haben bereits zwei Mal nach Ihnen geschickt."

Nach eingenommenem Kaffee, der in Lüneburg ganz vortrefflich bereitet wird, eilte ich zum Onkel, der in bester Laune schon um sieben Uhr nach seiner Gewohnheit aufgestanden war. Er empfing mich mit allen möglichen Neckereien über mein langes Schlafen. Ja, er behauptete sogar, daß ich aus Müdigkeit, aus Bequemlichkeitssinn, wohl noch früher als er und die Tante ins Bett gekrochen sei. „Mein

lieber Onkel," sagte ich, „Du bist in großem Irrthum. Ich habe gestern Nacht noch einen weiten Spaziergang aus dem Thor gemacht, und bin erst nach zwei Uhr heim gekommen." Der Onkel wandte sich zur Tante: „Betty, hör' doch die Windbeuteleien an, das sollen wir Alles glauben. Der bequeme Junge will uns zum Besten haben!" — „Lieber Onkel, ich betheure noch einmal in allem Ernste was ich gesagt habe." — Er nahm aber gar keine Raison an. Hitzig griff er endlich in die Tasche, nahm zehn Louisd'ors heraus und legte sie in das Körbchen, das vor der Tante stand, mit folgenden Worten: „Hier wette ich zehn Louisd'ors gegen einen, wenn es wahr ist." Im Gefühle meines Rechtes und der Wahrheit öffnete ich mein Beutelchen (damals gab es noch keine Portemonnaies) und legte einen Louisd'or neben die des Onkels. Die Wette war feierlichst geschlossen. Wie sollte ich meinen Beweis führen? Da schoß mir plötzlich ein Gedanke durch den Kopf. „Onkel," sagte ich, „jeder Beweis, woher er auch kommen mag, der beweist, wird angenommen." — „Ganz gewiß." — „Dann bitte ich um einen Spaziergang bis zum Kloster Lüne, wo ich, wie Du bezweifelst, gestern nach Mitternacht noch gewesen bin."

Arm in Arm gingen wir aus dem Lüner Thore

und betraten die freundliche Allee, die nach Kloster Lüne führt. Ich hielt noch einmal unsere Schritte an. „Nicht wahr, lieber Onkel, jeder wirkliche Beweis wird bestimmt, ohne allen Protest, angenommen.“ — „Ich sage nochmals ja, und nun vorwärts.“ — „Noch einen Augenblick, lieber Onkel. Gestern um die Mitternachtszeit, als ich promenirend in der Nähe des Klosters Lüne mich befand, überkam mich plötzlich etwas Menschliches. Wenn wir jetzt zu Ende dieser Allee kommen, so muß rechts, in der Nähe der Mauer, einige Schritte am Abhange mein Beweis sich vorfinden, und bei diesem windstillen Wetter der gestrige Hamburger Correspondent herumliegen.“ Und nun drängte ich den Alten zum Ziel. Es war Alles wie ich angegeben, ein juristischerer Beweis war nicht möglich. — „Du hast gewonnen,“ sagte der Onkel in einem Tone, der gerade seine gute Laune nicht zu vermehren schien, „aber sprich nicht weiter davon.“

Nach einigen Tagen fuhren wir nach Hamburg zurück, und ich hatte zehn Louisd'or mehr in meiner Börse.

Viele Jahre später, es war nach dem Tode des Onkels, erzählte ich meinem lieben Bruder Heinrich dies Geschichtchen, das den Leidenden recht zu ergötzen

schien; es freute ihn herzlich, daß der Millionair ein so schlechtes Geschäft mit mir gemacht hatte.

Heinrich fügte hinzu: „Wenn Du einst die Biographie des Alten schreibst, so vergiß ja nicht dieses Souvenir der Lüneburger Tour genau mitzutheilen, wenn es auch die Familie in üblen Geruch bringen sollte, und dem Capitel gebe die Ueberschrift: Argumentum ad hominem!"

6.

Der Antiquar.

Herr Behn, Antiquar und Hausbesitzer in Hamburg, hatte ein Geschäft, das ihn und seine neun Kinder gut nährte. Dabei hatte er eine Leihbibliothek. Meine Mutter war bei ihm abonnirt, und er war nicht wenig stolz darauf, daß die Mutter Heinrich Heines die deutsche Literatur durch seine Hand erhielt. Sie war eine sehr rasche Leserin, und Herr Behn konnte ihre Nachfrage nach Novitäten kaum befriedigen. Sie drohte zuweilen als Abonnentin von ihm abzugehen, dann war Herr Behn außer sich und brachte selbst, unter einschmeichelnden Worten, das Neueste, was eben die Presse verlassen hatte. Das war die Gelegenheit, welche mir die Bekannt-

schaft des Herrn Behn verschaffte. Meine Mutter war ihm übrigens recht gewogen, weil er ein fleißiger, rechtschaffener Mann war, dem nur eine größere Ordnung in seinen merkantilischen Geschäften zu wünschen war. Durch mannichfaltige Unglücksfälle kam er in eine solche Verlegenheit, daß, wegen einer Schuld von 9000 Mark, nicht nur sein Haus unter dem Hammerschlag verkauft werden sollte, sondern er auch durch gänzlichen Verlust des Geschäfts mit seiner zahlreichen Familie dem Bettelstabe zufallen mußte.

Ich wohnte damals (1834) zu längerem Besuche zu Hamburg in dem Hause des Onkels, der mir seine ganze Liebe schenkte, und dessen viel vermögender Günstling ich genannt wurde. Gerade deshalb hielt ich mich von jeder Vermittlung aller Bittsteller entfernt. Erstens wußte ich, daß in Geldfragen die Gemüthlichkeit aufhört, und zweitens war mir der frühere Versuch des Protegirens einige Male nicht gut bekommen. Der so heftige aufbrausende Charakter meines Onkels machte oft die klügste Berechnung zu nichte, denn wer kann die Launen eines Millionärs berechnen? Auch meine Mutter hatte mir, bei meiner so bevorzugten Stellung beim Onkel, den beständigen Rath gegeben, in keine fremden Angelegenheiten mich zu mischen. Da kam Herr Behn

mit seinen neun Kindern und allen seinen Tugenden. Ich konnte dem Flehen des so unglücklich aussehenden Mannes nicht widerstehen, von meinem Onkel die 9000 Mark als Darlehn zu erbitten. Ich vergaß die Klugheit und folgte meinem Herzen. Ich erlebte eine fatale Viertelstunde, aber ich brauchte es, Gottlob nicht zu bereuen!

In dem alten, auf dem Jungfernstieg gelegenen Hause in der zweiten Etage saß der Onkel, wie gewöhnlich am Morgen, in seinem Lehnstuhl am Fenster, rauchte aus seiner langen Pfeife und trank behaglich seinen Kaffee. Auf dem Tische vor ihm lagen die neuen Zeitungen und die angekommenen Briefe. Letztere überflog er mit seinem Kennerblick, stumm, indem er nur zuweilen die Worte fallen ließ: „Wieder betrogen, verliere zehn Tausend, verliere dreißig Tausend Mark, vielleicht das Doppelte noch." Ich habe diese Worte an verschiedenen Morgen gehört. Von den colossalen Gewinnen, die einige Briefe brachten, sprach er aber nie. In solchen Fällen sagte er schmunzelnd die Briefe bei Seite legend: „Nicht so viel verdient, als der Junge da (d. h. ich) schon aufgegessen hat!" Dann las ich ihm die Zeitungen vor, besonders über Paris, London, Berlin, — lautete aber die Ueberschrift: Cassel,

sagte der Alte: „Pfui, lies weiter!“ Nassau, Schwerin, Detmold, „pfui, pfui, lies weiter!“

So fast bei allen Kleinstaaten. Hatte der Artikel aber die Ueberschrift St. Petersburg, dann hieß es: „Lies Alles, vor Rußland hab' ich Respect!“ Ja, ja, dachte ich wieder bei mir, das sind die Sechsprocentigen!

An einem solchen schönen Morgen, es war weiter nichts zu thun, die Tante war hinausgegangen, war ich mit dem Alten allein und dachte: das ist der günstige Moment, meine Bitte für den armen Antiquar anzubringen. Fehlgeschossen, ich hatte kaum meine Bitte hervorgebracht, die neun Tausend Mark waren kaum aus dem Munde, so stand mein Onkel wüthend auf, warf die Kaffeetasse zur Erde, ließ die Pfeife fallen, und schrie mich mit den Worten an: „Soll ich des Morgens früh auch schon keine Ruhe haben. Muß ich zu Grunde gerichtet werden, hol Dich der Teufel mit dem ganzen Antiquar! —“ Ich ließ den Wüthenden seinen Satz nicht ganz aussprechen, rief eben so schreiend dazwischen: „Und' mit seinen neun Kindern!“ und verließ rasch das Zimmer.

Ich kam nicht zu Mittag und für den Abend ließ ich mich unwohl melden; ich wußte wohl, daß ich ihm sehr fehlen würde. Am anderen Morgen

kamen wir beim Kaffee zusammen und thaten Beide, als ob gar nichts vorgefallen wäre. Als wir wieder allein im Zimmer waren, begann er: „Sag' mir doch einmal genau, wie verhält sich die Sache mit dem Bücherhändler?" — Lieber Onkel, sie verhält sich gar nicht mehr, ich will mit dieser und gar keiner Angelegenheit etwas zu thun haben — und war im Begriff das Zimmer zu verlassen. Der gute Alte mußte mich jetzt ordentlich bitten, daß ich ihm den ganzen Zustand des Antiquars ausführlich mittheilte. „Sage ihm, Max, daß er morgen, bevor ich an die Börse fahre, mit seinem Hauptbuche in mein Cabinet komme."

So geschah es. Der Alte überzeugte sich vollkommen, daß der so thätige Mann nur Unglück in seinem Geschäfte gehabt, und durch einen Vorschuß gerettet werden könnte. Herr Behn erbot sich drei Procent Zinsen zu zahlen. „Ich will keine Zinsen," sagte der Alte, „und die neun Tausend Mark können Sie durch mein Comptoir beziehen." Herr Behn erholte sich, sein Geschäft ging weiter, und ich habe nach vielen Jahren den mit Thränen mir dankenden Mann wiedergesehen.

Mein Onkel wußte, daß meine Mutter bei Herrn Behn abonnirt war, und sagte ihr einmal bei einem

Besuche: „Liebe Schwägerin, Ihr Abonnement ist garantirt.“

7.

Das Wunder.

Viele Jahre hindurch war Pyrmont der Badeort, an welchem der Onkel alljährlich einige Wochen der Erholung zuzubringen pflegte. Mit den Jahren, vielleicht auch mit der Mode, änderte sich dies und Marienbad wurde die Sommerfrische für den Alten. Er liebte sehr diesen Ort, und wußte von der dortigen Badegesellschaft Interessantes zu erzählen. Es war an einem Winterabende 1834, wir saßen im kleinen Familienkreise um den Theetisch, und der Onkel, heiter gelaunt, war ungemein gesprächig. Er erzählte viel von seinen früheren Sommerreisen, auch von Marienbad, und wandte dann sich plötzlich zu mir mit der Frage: „Glaubst Du an Wunder?“ — „Lieber Onkel, das wäre schon ein Wunder, wenn ich an Wunder glauben würde.“ — „Nun so höre, was vor mehreren Jahren in Marienbad passirt ist. — Auf einem entlegenen Wege befand sich eine ziemlich verfallene Waldkapelle, nur erleuchtet von einem Lämpchen vor dem Muttergottesbilde. Der Ernährer einer dortigen sehr armen Tagelöhner-

familie war gestorben; da war auch die Mutter sterbenskrank geworden, und die ganze schwere Sorge lag auf der ältesten Tochter, einem kaum sechszehn Jahre alten Mädchen. Alle Hülfe fehlte; es war für die jüngeren Geschwister nicht einmal Brod im Hause. In seiner Verzweiflung läuft das junge Mädchen in die einsame Capelle, wirft sich vor dem Bilde der Mutter Gottes nieder, betet inbrünstig, weint die bittersten Thränen, und fleht knieend um Erlösung aus dem harten Elende. Denke Dir, als das Mädchen sich wieder erhob, lag vor ihm ein Haufen Geld, Goldstücke und Silberstücke bunt durcheinander. Das Mädchen erzählte allenthalben, die Mutter Gottes selbst wäre in dem Dämmerlichte hervorgetreten, und hätte mit lauter Stimme, das Geld hinlegend, gesagt: „Das gebe ich Dir.“

Diese Geschichte hat das größte Aufsehen gemacht, und als ich nach Marienbad wiederkam, wurde mir und allen Badegästen von diesem Wunder erzählt; denn Zufriedenheit und Wohlhabenheit war in die arme Tagelöhnerfamilie eingekehrt. Die Capelle wurde auf das Prächtigste renovirt, zum Andenken an das Wunderbild. Nun, was sagst Du dazu?“ — „Frage mich nicht, lieber Onkel, ich sehe es Deinem klugen Lächeln an, Du kennst genau die Auflösung dieses Räthsels.“ — „Nun ja,“ murmelte der Alte,

„ich spazierte an jenem Dämmerungsabend der einsamen Capelle vorbei, sah zufällig hinein, und hörte das hübsche Mädchen so innig beten und um Hülfe flehen, daß ich, ohne mich zu besinnen, in beide Taschen griff und so viel Geld, als ich mit beiden Händen fassen konnte, rasch hinlegte und sagte: „Dies kommt von der Mutter Gottes," und verschwand ohne daß ich gesehen wurde."

Die Erzählung des Alten hatte mich tief ergriffen. Herzlicher als je sagte ich dem guten Onkel eine gute Nacht, und als ich auf meinem Zimmer war, faßte ich das hübsche Bild in folgenden Rahmen.

Zum Wohle der Armen und Dürft'gen,
Steht, hülfreichen Schutzes bereit,
Zu Marienbad eine Capelle,
Der heiligen Jungfrau geweiht.

Da kam um die Vesperstunde
Ein Mädchen, das flehentlich bat
Die Heil'ge in der Capelle
Um Hülfe und tröstreichen Rath.

Und vor des Altares Stufen,
Hin sinkt sie in weinendem Schmerz,
Gemartert von Elend und Armuth,
Erschloß sich das klagende Herz.

„Zu Dir, meiner Heil'gen, ich bete,
Du sende den Hung'rigen Brod,

Und bann' von der siechenden Mutter
Hinweg den schleichenden Tod.

O laß sie gesunden, genesen,
Laß mich ihre Stütze sein!
Du Himmlische! leih' Deinen Segen,
Lass' mich nicht im Elend allein!"

Nah hörte ein Wand'rer die Klagen,
Ein frömm'res Kind sah er nie,
Und heimlich sprach er zum Mädchen:
„Dies send't Dir die heil'ge Marie!"

D'rauf als sich nun umsah das Mädchen,
Da war kein Wand'rer zu sehn,
Da hatte sie Gold in den Händen,
Da wollt' sie vor Freuden vergehn.

Die drückende Noth war erleichtert,
Der nagende Hunger gebannt,
Die siechende Mutter genesen,
Der Fremde ein — Engel genannt.

Einst schaute der Wand'rer wieder,
Marienbadbrunnen — — — doch sieh':
Da hört' er im Volke die Sage
Vom Wunder der heil'gen Marie!

Ich schrieb das Gedicht sauber ab, und las es am anderen Morgen beim Kaffee zur guten Stunde dem Onkel vor, der, wortlos, meine Hand drückte und das Gedicht zu sich nahm. Als ich selbigen

Tages zu Mittag kam, nur der Onkel, die Tante und der Sohn Carl waren am Familientische, und meine Serviette von meinem Teller hob, fand ich unter derselben eine Rolle von 25 Louisd'ors. Ich kannte meinen Alten, jedes laute Wort darüber hätte ihn verdrießlich gemacht. Ich dankte stumm, und der Mittag verlief in heiterster Stimmung. Ueber das Ereigniß ist nie weiter gesprochen worden.

Nachrede.

Es war Grundsatz der Familie Heine, die ersten zehn Jahre nach dem Tode des Dichters in Schweigen vorübergehen zu lassen, wohlbewußt, daß die Neider und Hasser des Genius mit jedem Tage mehr verschwinden, und die Verehrer zunehmen würden. Sie fand sich auch nicht veranlaßt, die den Dichter betreffenden Papiere dem ersten besten Lebensbeschreiber H. Heine's einzuhändigen. Auch hat der rechte Biograph dafür, wie es z. B. ein Varnhagen von Ense gewesen wäre, bisher gefehlt; am wenigsten fand die Familie sich bemüßigt, an einer Herausgabe der Briefe H. Heine's sich zu betheiligen, welche nicht wenig dazu beigetragen haben, den damaligen Chef dieser Firma, Herrn Julius Campe selbst, zu compromittiren.

Nachdem nun mehr als zehn Jahre verflossen, hatte ich es versucht, Fragmente aus meinen „Erinnerungen an Heinrich Heine“ in der Gar-

tenlaube zu veröffentlichen. Diese kleinen Skizzen haben beim großen Publikum (einige in der Journalistik nie fehlende Kläffer abgerechnet), Beifall gefunden, sind vielfältig nachgedruckt, und ich bin von vielen Seiten aufgefordert worden, baldmöglichst mit diesen Erinnerungen fortzufahren. So entstand jetzt schon dieses Buch.

Die Geschwister des Dichters sind in reichlichem Besitze H. Heine'scher Briefe. So wohl diese, sowie alles was im Nachlasse sich befindet, sollen zu seiner Zeit dem Publikum mitgetheilt werden. Es ist bereits ein Anfang dazu gemacht worden. Bei meiner Anwesenheit in Paris habe ich vermittelt, daß einundzwanzig französisch geschriebene, eigenhändige Briefe H. Heine's, die derselbe während seines Besuches in Deutschland 1843 an seine in Paris lebende Gattin Mathilde geschrieben hat, Herrn Michel Levy, dem Verleger der Heine'schen Schriften in französischer Sprache, zum Druck übergeben wurden.

Selten wohl ist das Privatleben eines noch lebenden oder jüngst verstorbenen Dichters so feuilletonistisch ausgebeutet worden, wie das H. Heine's. Jeder Tourist, der die sogenannte „Matratzengruft" in Paris besucht oder nicht besucht hat, glaubte

ein pikantes und interessantes Historchen heimbringen zu müssen.

Selbst die letzte Schrift über Heine's Leben und Werke (von Herrn Strodtmann), ein Buch voll inniger Liebe und Verehrung für den Dichter und seine Werke, geistreich geschrieben, ist nicht frei von auffallenden Irrthümern. Gleich im Anfange wird unser Vater der jüngste von seinen Brüdern genannt, während er der zweite war. Onkel Simon von Geldern war der Privatgelehrte, der große Arzt hieß Joseph von Geldern; die so kurze merkantilische Zeit des Jünglings war nur ein Versuch zur Prüfung, ob einem wirklich innern Drange Heinrich Heine's zu gelehrten Studien nachgegeben werden dürfe, die Mutter hatte nie einen Zweifel gehegt. Von beschränkten Mitteln zum Studiren konnte gar nicht die Rede sein. Auf diese und einige andere, die Familie betreffenden, unrichtigen Angaben, (wir kennen nur des ersten Bandes erste Hälfte), legen wir keinen sonderlichen Werth, sie können bald berichtigt werden, aber wie kommt Herr Strodtmann, der sonst so vortreffliche Biograph H. Heine's, gleich im Anfange seiner Vorrede zu folgenden so rührenden aber hohlen Phrasen.

Erste Phrase: „Die Armuth stand an seiner Wiege.“

Ich fürchte die Bescheidenheit zu übertreten, wenn ich mehr andeute, als daß unsere Eltern eines der schönsten Häuser auf der Bolkerstraße in Düsseldorf besessen, welches der Sitz der freigebigsten Gastfreundschaft gewesen, und daß sämmtliche Kinder eine für jene Zeit sehr kostspielige Erziehung erhalten haben. Möchte über der Wiege eines jeden deutschen Kindes eine so heitere Sonne scheinen, als über der von H. Heine.

Eine zweite Phrase: „Die kalte Sonne des Ruhmes beglänzte seinen einsamen Pfad."

Selten wohl hat ein Dichter bei Lebzeiten schon eine solche warme Theilnahme beim Volke gefunden (auch in Amerika sind Auflagen über Auflagen seiner Werke erschienen), selten im Vollgenusse seines Ruhmes sich so sonnen können, als Heinrich Heine. Soll aber der einsame Pfad das Loos bedeuten, was allen, ihren Zeitgenossen weit vorgeschrittenen Männern auf der vereinsamten Höhe ihres geistigen Lebens beschieden ist, — — so mag das gelten; eine andere Auffassung wäre irrthümlich.

Eine dritte Phrase: „Trüb und traurig erlosch sein Leben in der unwirthlichen Fremde."

An der Seite seiner Gattin Mathilde, die er vergötterte, wie viele Beweise dafür sprechen in Prosa und Versen! in einem Lande, dessen erster Minister

(Thiers) zu seiner Zeit gestand, daß Frankreich seit Voltaire keinen glänzenderen Geist als Heine besessen, in einem Lande, dessen Liebe und Gastfreundschaft Heine, nach seinem eigenen Testamente, sein „liebstes Leben" verdankt: fühlte er sich da in einer unwirthlichen Fremde?

So gediegen Herrn Strodtmanns Biographie ist, wo es Heine's literarischem Leben gilt, um so schwankender bewegt er sich auf dem Boden des häuslichen Lebens des Dichters. Gerade dem Auslande gegenüber, welches sich zu gern über das Verkümmern der großen Männer des zerrissenen Deutschland ausspricht, sollte die Lebensschilderung eines Genius wahrhaft getreuer hervortreten, der den Aufbau der politischen Größe Deutschlands durch seine aufregende Geisteskraft mit gefördert hat.

Allerdings sehr traurig erlosch das physische Leben Heine's, aber nicht in Sorgen und Mangel, was übrigens mein Bruder Gustav, nach seinem Besuche 1861 in Paris, in Folgendem bereits öffentlich berichtigt hat:

„Es wird für ihn eine eigene Köchin gehalten, und zwei Wärterinnen wechseln bei ihm Tag und Nacht ab. Er hat einen Vorleser und einen Secretär, und sein Arzt ist der ausgezeichnete, so wohl in Deutschland als auch Frankreich berühmte

Dr. Gruby. — Alles bemüht sich, ihm sein Leben, — oder besser gesagt, sein Leiden minder schmerzlich zu machen, von allen Seiten kommen ihm Beweise rührendster Theilnahme zu. Selbst unsere alte Mutter, die liebe, geistreiche Frau, an der er, wie bekannt, mit außerordentlicher Liebe hängt, sendet ihm die neuesten deutschen Bücher, da diese in Paris schwer zu bekommen sind."

Der müßigen Nachforschung einiger Biographen, wer und wo die erste Liebe Heine's gewesen, und als solche wird zuweilen eine Cousine Eveline von Geldern, zuweilen eine schöne Cousine Amalie in Hamburg*) bezeichnet, kann ich nur das bestimmt entgegnen, daß eine Eveline von Geldern nie existirt hat, und daß mein Bruder, noch ehe er Hamburg je gesehen, schon einige seiner schönsten und wehmüthigsten Gedichte geschrieben hatte. Die düstere Richtung seiner Jugendpoesie, der so früh im Jüngling sich offenbarende Seelenschmerz, hatten ein ganz anderes Bewandniß. Nur so viel will ich hier in Kürze andeuten, daß Heine eine jugendliche Neigung

*) Amalie Heine, eine der Töchter des Onkels Salomon Heine, war an den Rittergutsbesitzer Joh. Friedländer in Preußen verheirathet, und hatte, wie ich aus bestimmten Mittheilungen weiß, eine große Zuneigung für den jungen Dichter.

für ein sehr junges phantasiereiches Mädchen hatte, welches Josepha hieß. Ihr Onkel war Scharfrichter in Düsseldorf, und lebte gänzlich vereinsamt in dem abgeschiedenen Freihause. Zu diesem so sinnigen wunderbaren Wesen, das eine Waise war, fühlte sich Heinrich magnetisch hingezogen; ihre einsamen Stunden füllten oft seine Besuche aus. In diesem düstern verfehmten Orte, in diesem Umgange, zu dem sich noch zuweilen des Scharfrichters Schwester, die sogenannte „Hexe von Goch", mit ihren unheimlichen Volkssagen gesellte, liegt der erste Keim zu des Dichters frühesten so trüben Poesieen. Dahin gehören die Traumbilder, z. B.:

„Ein Traum, gar seltsam schauerlich,
Ergötzte und erschreckte mich."

und das wunderbare Gedicht, „der Kirchhof," das beginnt:

„Ich kam von meiner Herrin Haus,
Und wandelt' in Wahnsinn und Mitternachtsgraus,
Und wie ich am Kirchhof vorüber gehn will,
Da winken die Gräber ernst und still."

Ein Ereigniß in dem Freihause, das ihm Josepha in allen Einzelheiten wiederholt hat, ist von Heine's frühester Jugend bis an sein Lebensende stets in regster Erinnerung bei ihm geblieben.

Eines Tages wurde Josepha frühzeitiger als sonst von ihrem Onkel auf ihre Schlafkammer gewiesen.

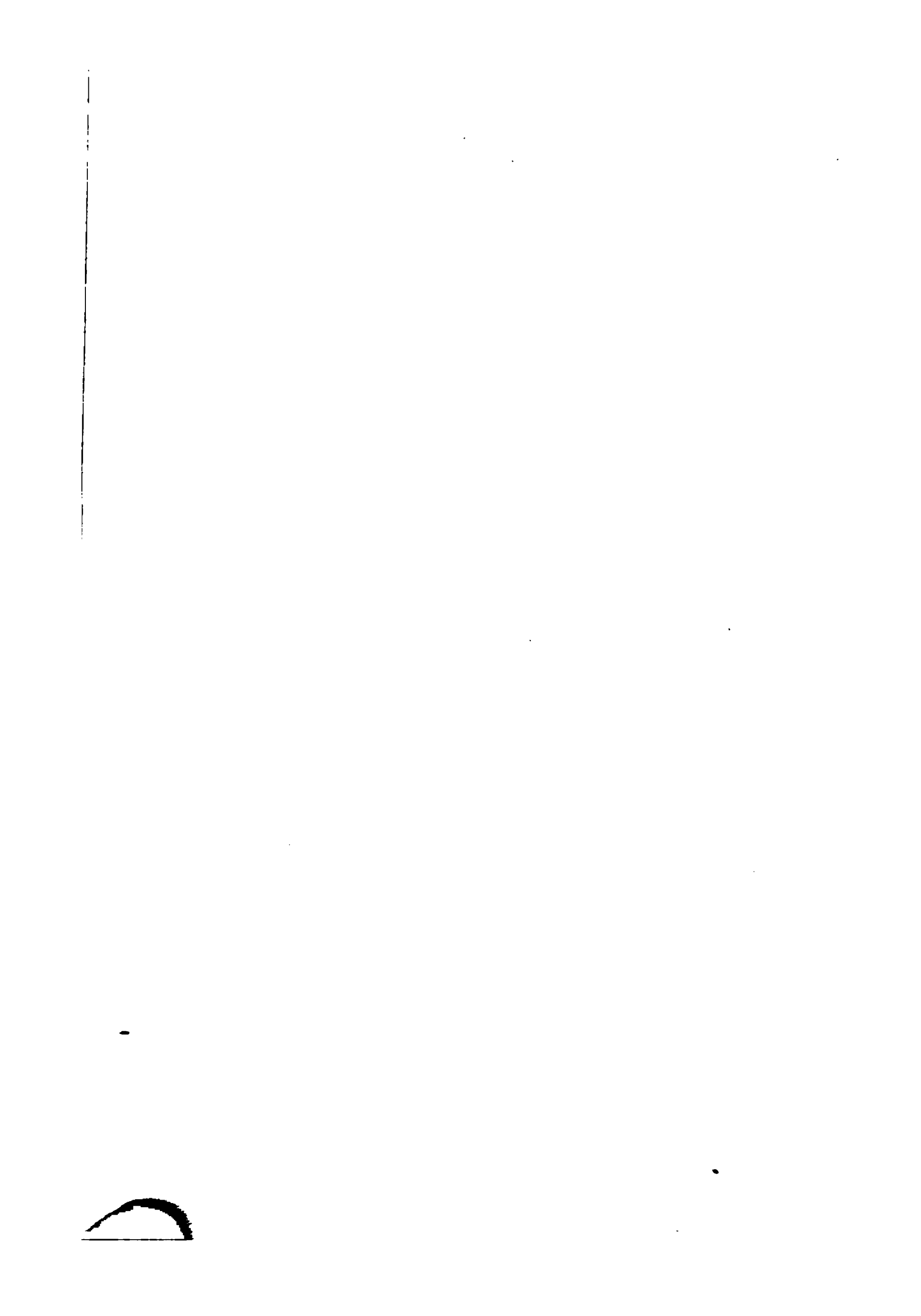
Sie vermuthete etwas Geheimnißvolles, und schlich sich gegen Mitternacht bis an's Wohnzimmer. Da sah sie, wie allmählich im Zimmer sich Männer versammelten, die alle mit scharlachrothen Mänteln bekleidet waren und ein Henkerschwert in den Händen hielten. Sie sprachen kein Wort, seufzten aus tiefstem Herzen und erhoben sich, als die Mitternachtsstunde schlug, von ihren Sitzen. Ein Zug ordnete sich, der Onkel, gleichfalls im scharlachrothen Mantel, das Henkerschwert in der Hand, schritt voran. So ging es in mondscheinheller Nacht bis in das Dickicht des nächsten Waldes. Immer seufzten die schweigenden Männer. Josepha war ihnen auch dahin nachgefolgt, und erlauschte, wie ein Grab gegraben wurde, in welchem unter geheimnißvoller Ceremonie das Henkerschwert des Onkels, des Hauptleidtragenden, bestattet wurde. Es war nämlich uralter Brauch bei den Scharfrichtern in jenen Landen, daß das Henkerschwert, nachdem fünfzig mal mit ihm geköpft worden war, von den Scharfrichtern und ihren Gesellen feierlichst begraben wurde.

Dies Henkerschwert wurde nach einiger Zeit von der oben erwähnten Schwester des Scharfrichters, der sogenannten „Hexe von Goch," die das Ereigniß gleichfalls von Josepha erfahren hatte, wieder ausgegraben, und zu ihren Zauberkünsten viel

in Anwendung gebracht. Von ihr und ihren „Todtenliedern“ wußte Heine manches zu erzählen, aber mehr als Alles dies hat auf die erste Jugendphantasie eines Dichtergemüthes, wie H. Heine's, das „verfehmte blasse schöne Kind“ gewirkt.

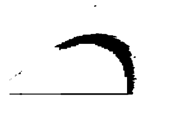
Heine erzählte mir gern von diesem „blassen“ Mädchen, das er statt Josepha „Säfchen“ nannte. Er hatte auch in seiner frühesten Jugend schon eine kleine Novelle geschrieben, in welcher „Säfchen und die Hexe von Goch“ den Hauptinhalt bildeten. Bei einem Brande in Hamburg ist mit vielen andern Manuscripten des Dichters leider auch diese Novelle verloren gegangen.

Was man nun noch von dem, bis zur Lächerlichkeit abgenutzten, Ausdrucke „von der kleinherzigen Beschränktheit der Familie,“ im Betreff des Zurückhaltens des Heine'schen Nachlasses, und was man überhaupt von der Zuverlässigkeit vieler der bisherigen Biographen des Dichters zu halten hat, ist in diesen „Erinnerungen“ genugsam angedeutet; das Mangelnde soll in einer spätern Schrift ergänzt werden.



Anhang.

(Aus meinen Tagebüchern.)



Heinrich Heine's Freunde in Berlin im Jahre 1826.

Für den Gelehrten giebt es vier große Lebenstage: den Tag, wo er zum ersten Male als Student die Hörsäle der Universität besucht; den Tag, an welchem er die höchsten akademischen Würden, den Doctortitel erhält; den Tag, an welchem er den ersten Schritt in das Amt thut, und endlich den Tag, an welchem er seine Hochzeit feiert. Ich stand jetzt vor dem ersten Tage; noch einmal eilte ich im Vollgenusse der jungen Freiheit nach Hamburg, um von allen Verwandten Abschied zu nehmen, und mit den verführerischen Lockungen einer großen Stadt Bekanntschaft zu machen. Um jene Zeit, 1825, waren die ersten Schnellposten in Deutschland eingeführt worden, um welche große Verbesserung der Reisemittel jener Zeit der damalige preußische Generalpostmeister von Nagler sich unbestrittenes Verdienst erworben hat. Damals, wie noch heutigen Tages, war es nur Preußen, welches Deutschland zuweilen in raschere Bewegung brachte.

Ich war reichlich mit Geld versehen und noch reichlicher mit moralischen Rathschlägen. Meine Weste war mit Friedrichsd'oren durchnäht, und unter der Weste schlug ein sorgenloses, jubelndes Herz. Die Wahl Berlins, als meiner ersten Universitätsstadt, war theoretisch betrachtet ganz richtig, aber in Praxis mehr nachtheilig als nützlich. Man wollte mich, der ich noch sehr jung und wie man glaubte, zu unerfahren war, nicht nach Göttingen schicken, weil ich, wie man besorgte, dort alle meine lockeren Schulkameraden wiederfinden und in ihr gediegenes Kneip- und Raufleben sofort hineingezogen würde.

In Berlin, und das war ganz richtig berechnet, trat ich sogleich in ein Familienleben ein, fand eine Unzahl Verehrer meines Bruders Heinrich und höfliche Geschäftsfreunde meines reichen Onkels Salomon Heine. Der wichtigste mir ans Herz gelegte Empfehlungsbrief war an Moses Moser gerichtet, den bewährten, edlen Freund Heinrich Heine's, denselben, an den die heute lachenden, morgen wehklagenden Briefe im XIX. Bande der Gesammtausgabe des Dichters gerichtet sind.

Einige Stunden nach meiner Ankunft in Berlin präsentirte ich mich Herrn Moser, dem Manne, der unter dem Namen „Marquis Posa" die ganze Liebe der Heine'schen Familie sich erworben hat.

Moser war Geschäfts-Theilnehmer des reichen Banquierhauses M. Friedländer & Co. und, im edelsten Sinne des Worts, Autodidact und Philanthrop. Da er mit dem Leben Heinrich Heine's langjährig und so bemerkenswerth verflochten ist, so muß ich mich über den Mann ausführlicher aussprechen.

Kleiner Statur, gebückter Haltung, kränklichen Aussehens, mit schwärmerisch-klugen Augen, die durch viele Nacht-Arbeiten geröthet waren, exacter Redeweise, gewann er gleich bei der ersten Unterhaltung das Vertrauen des von ihm freundlich empfangenen Fremden, und dieser sagte sich bald, daß er es hier mit einem ungewöhnlichen Menschen zu thun habe, mit einem Verstande, dem die größte Bescheidenheit zur Seite stand, mit einem Herzen, das in voller Aufopferungs-Fähigkeit für die höchsten Güter der Menschheit schlug, mit einer Seele, welcher Freundschaft und Menschenliebe noch echte, wahre Begriffe waren. Thätiger und gewissenhafter Geschäftsmann, benutzte er jede freie Stunde zu ernsten Studien. Seine Vielseitigkeit war bewunderungswürdig. Abgesehen von seiner gründlichen Kenntniß der neueren Sprachen — er las z. B. Shakespeare englisch, Cervantes spanisch, Dante italienisch, überraschte ich ihn so manchen Sonntag Morgen bei Plato, Homer, Tacitus und Sanscrit-Studien. Auch in

der Astronomie war er zu Hause, und für die Berliner Kalender-Deputation soll er manche Arbeit geliefert haben. Philosophie — er hat Hegels Vorlesungen viel besucht — war seine Stärke, und auch die neueste belletristische Literatur war ihm nicht fremd.

Man kann sich denken, wie ein so vielseitig gründlich gebildeter Mann, eine so lebendige Encyclopädie, meinem Bruder Heinrich nützlich und bequem sein mußte; abgesehen davon, daß die Tasche des Philosophen immer voll und die des Dichters immer leer war. Moser schrieb über Alles in Zeitschriften, anonym. Heute schrieb er eine Kritik der Sanscrit-Grammatik von Bopp, morgen eine Abhandlung über die Gedichte und Tragödien Heinrich Heine's. Gegen Andere mild, höchst versöhnlichen Charakters, war er gegen sich selbst streng, moralisch fest.

Diesem vortrefflichen Menschen, gelehrten Felsen und sittenreinen Giganten überlieferte ich mich, nachdem ich kaum in Berlin angekommen war. Wäre mir ein großer, fest auftretender, starker Mann mit starker Baßstimme und Professortitel protectorisch entgegentreten, er hätte mir, wenn auch im Besitz des zehnten Theils der Kenntnisse und Herzenseigenschaften Moser's, imponirt und für den Anfang mich

gewiß in Respect gehalten. So aber merkte ich gleich, daß dieses kleine, bescheidene Männchen mit sanfter Stimme und etwas verlegenen Manieren, mit jungen, brausenden Studenten und ihren Neigungen wohl wenig in Berührung gekommen war. Meine Aufnahme war herzlich, der wärmste Hauch unendlicher Liebe für meinen Bruder quoll mir entgegen. Nachdem er sich mit vieler Theilnahme nach allen Details meines Werdens und Seins erkundet hatte, entschloß er sich, trotz allen Geschäftsdranges, sogleich mit mir eine Privatwohnung zu suchen; „denn," setzte er gutmüthig hinzu, „es ist zu kostspielig, lange in einem Gasthofe zu leben." Das machte mich etwas stutzig, denn wozu hatte ich so viel Geld? Ich sagte dies, wie ich es dachte, worauf er klug lächelnd bemerkte: „Ihr lieber Bruder hat auch solche Ansichten."

Mit den Empfehlungsbriefen von Heinrich in der einen Hand, und Herrn Moser an der anderen, trat ich nun in einen großen Kreis von Familien, deren Mitglieder zu den begabtesten und ausgezeichnetsten Menschen gehörten. Zuerst war es Varnhagen von Ense, mein Düsseldorfer Landsmann, (geb. 1785 † 1858) berühmt durch seine kritischen und biographischen Schriften; als deutscher Stylist ein anerkanntes Muster. Die Seele seines Hauses

war die berühmte Rahel, oft die „Mutter des jungen Deutschland“ genannt. Sie starb 25 Jahre früher als ihr Mann, 62 Jahre alt. Die hochbegabte Gattin Varnhagens hatte in ihren blitzenden Aeußerungen und Schlagantworten manche Aehnlichkeit mit meinem Bruder Heinrich, und sie war es, die dem jungen muthwilligen Dichter den aristophanischen Beinamen eines „ungezogenen Lieblings der Grazien“ gab. Im Salon Varnhagen's traf man die geistigen Spitzen Berlins. Alle Wissenschaften und Künste waren hier vertreten. Wilhelm und Alexander von Humboldt, der große Philosoph Hegel, der unsterbliche Bildhauer Rauch, der große Kanzelredner Schleiermacher, Hitzig, Chamisso und viele, viele Andere waren dort beständige Gäste. Auch sah ich da Ludwig Robert (geb. 1778, † 1832), den Bruder Rahel's, berühmt als Dichter und Mann einer idealisch schönen Frau, Friederike Robert's, der Heinrich Heine seine schönsten Lieder und einen großen Theil seines Herzens gewidmet hatte. Selten fand man in Berlin einen solchen Salon wieder, selten wieder eine solche Vereinigung von Männern jeden Standes, jeder Wissenschaft, die ihrem Zeitalter ein so unsterbliches Gepräge aufgedrückt haben.

Als ich eines Morgens Frau von Varnhagen besuchte, fand ich daselbst den berühmten Theologen

und Philosophen Schleiermacher. Ich hatte von Heinrich den Auftrag erhalten einige seiner neuesten Gedichte im Manuscript mitzutheilen. Ich zögerte verlegen. „Nur heraus damit," versetzte Rahel rasch, und bat Schleiermacher, die drei kleinen Gedichte ihr vorzulesen. Es war mir ein unvergeßlicher Moment, den ernsten Meister der Rede, den Uebersetzer des Plato, die leichtgeflügelten Rhythmen Heinrich Heine's recitiren zu hören.

Einen ganz anderen, in sich abgeschlossenen Kreis bot mir das Veit'sche Haus dar, das mit der Geschichte des geistigen und commerziellen Berlins in interessanter Berührung stand. Der alte Herr Philipp Veit, dem eine treffliche Gattin zur Seite stand, Chef eines angesehenen Handlungshauses, versammelte allwöchentlich am Donnerstage einen Kreis von Männern um sich, die sich für diesen Abend die Aufgabe gestellt, eine mit Humor und Witz reich ausgestattete Unterhaltung zu führen. Ich muß die Hauptmitglieder dieses Kreises, fast sämmtlich persönliche, treue Freunde Heinrich Heine's, besonders erwähnen, da jeder von ihnen in seiner Art auf meinen jungen Geist, auf die Entwickelung meiner intellectuellen Kräfte und besonders auf meine literarischen Neigungen stark eingewirkt hat.

Ueber Moser, der ein nie fehlender Gast war,

habe ich schon gesprochen und will nur gelegentlich hier erwähnen, daß er im Jahre 1838 im besten Mannesalter in Lippehne, seiner Vaterstadt, wo er zum Besuche war, an einer sehr seltenen Krankheit, Pemphigus, gestorben ist.

Ein anderes Mitglied des Veit'schen Kreises war der hochberühmte Jurist Professor Eduard Gans, Verfasser des „Erbrechts in weltgeschichtlicher Entwickelung“ und vieler politischen und kritischen Schriften, ein schöner, geistreicher, aber etwas eitler Mann, der nicht leicht einen Andern zu Worte kommen ließ. Welch ein Contrast mit dem bescheidenen, gediegenen Moser! Gans las damals gerade ein Collegium über die französische Revolution, und zwar im größten Auditorium der Berliner Universität. Er war das tumultuarische Element in der Veit'schen Gesellschaft, kam immer zu spät, und sprach dann stets von sich. Er starb vor dem Eintritte der von ihm so lebhaft herbeigewünschten besseren politischen Zustände in Preußen, im Jahre 1839. Er war niemals verheirathet, gleich seinem Jugendfreunde Moser.

Doctor Rosenhain, ein stiller Botaniker, fehlte nie in unserem Kreise, sprach aber kein Wort, weshalb man ihn oft, der Ausgleichung wegen, neben Professor Gans setzte.



Ein geniales Element in dem Kreise war mein unvergeßlicher Freund Daniel Leßmann (1794 bis 1831.) Die heutige Generation kennt ihn kaum und doch wurden zu seiner Zeit seine „Briefe aus Südspanien“ und das „Wanderbuch eines Schwermüthigen“ mit Enthusiasmus aufgenommen. Leßmann war die Liebenswürdigkeit selbst; unverwüstlicher Humor und nie verletzender Witz würzten seine Unterhaltung. Er hatte viel Originelles. Er besaß z. B. keinen Ueberrock, ging bei Sturm und Unwetter im Frack, mit einem Ziegenhainer in der Hand. Als er einmal auf drei Jahre nach Italien reiste, nahm er — wie er selbst lachend erzählte — seinen großen Berliner Hausschlüssel mit, weil es doch möglich wäre, daß er Nachts in Berlin ankommen und in der Wohnung seines Neffen nicht Einlaß finden könnte. Nachdem er diesen Schlüssel, einer Pistole fast ähnlich, auf seiner italienischen Hin- und Rückreise sorgfältig in seiner Fracktasche mitgeschleppt hatte, verlor er ihn auf der letzten Station vor Berlin. Ich vergesse nie seine Begleitung auf den „Stralauer Fischzug“, das große Volksfest Berlins. Wenige ließ er ungeneckt und den vielen Berliner Carrikaturen gab er ergötzliche Beinamen. Er war ein Schatz der heitersten Anekdoten, und dennoch nahm dieser Mann, auf dessen Antlitz ich nie das

kleinste Wölkchen bemerkt habe, denn er trug die Lebensbeschwerden mit stoischem Gleichmuth, ein so tragisches Ende. Im September 1881 fand man ihn in einem Walde bei Wittenberg, an einem Baum hängend, todt. Anfangs glaubte man an ein Verbrechen, aber wer hätte an Leßmann, der kein Geld im Beutel, keine Uhr in der Tasche, keinen Ring am Finger trug, einen Raub ausgeführt? So weit ich den originellen Menschen kannte, erklärte ich mir die Sache psychologisch folgendermaßen. Leßmann schlendert im alten Frack durch den Wald. Er gedenkt der herben Jugenderinnerungen; wie ein Blitz zuckt der Schmerz über die einst so heißgeliebte und verlorene Braut durch die verwaiste Seele, keine rosige Zukunft winkt dem alternden Humor; da singt er ein Abschiedsliedchen vor sich hin; ein hübscher, schlanker Baum ladet so recht zum Aufhängen ein; Leßmann besinnt sich nicht lange, reißt das alte seidene Tuch vom Halse; er sieht die That wie einen schlechten Witz an, und der Galgenhumor ist gekrönt!

In diesem Veit'schen Kreise lernte ich auch gleich Anfangs einen jungen, hübschen, liebenswürdigen Mann kennen, mit dem ich mein ganzes Leben hindurch in freundschaftlichster Verbindung geblieben bin. Ich meine Joseph Lehmann, Anfangs Mitarbeiter an der neu organisirten preußischen Staatszeitung

und später Redacteur und Herausgeber des „Magazin für die Literatur des Auslandes", einer Zeitschrift, die er von der ersten, vor 36 Jahren erschienenen, Nummer bis zum heutigen Tage redigirt, und zum Theil stets selbst geschrieben hat. Das Blatt ist in der ganzen literarischen Welt verbreitet und geachtet.

Lehmann, der älteste Freund Heinrich Heine's in Berlin, war ein Verehrer des Dichters von seinem ersten Auftreten an, und hatte dessen volle Bedeutung bereits im Jahre 1821 erkannt. Unter dem anagrammatischen Namen Anselmi hat er die ersten kritischen Anzeigen von H. Heine's Gedichten geliefert. Seine gelungenen Parodien derselben sind sogar häufig für Dichtungen Heine's gehalten worden. Dem ganzen literarischen Lebenslaufe Heinrich Heine's ist Lehmann in seiner vielgelesenen Zeitschrift treu gefolgt, oft hat er in schönen Aufsätzen ihn illustrirt, und immer den herzlichen Freund und unbestechlichen strengen Kritiker in humanster Weise zu einigen verstanden.

Die Heiterkeit und der witzvolle Humor dieses Veit'schen Kreises waren kaum zu zügeln, und man beschloß einst, ein geschriebenes Journal unter dem Namen „Narrenzeitung" herauszugeben. Zu diesem Zwecke war im Veit'schen Hause ein Kasten ange-

bracht, in welchen die anonymen Aufsätze und Gedichte der Freunde hineingeworfen wurden, um durch die Redaction Lehmann's geordnet, Donnerstag Abend zwischen Thee und Souper vorgelesen zu werden. Die Aufsätze dieses Manuscript-Journals waren von höchst pikantem Inhalt und behandelten meist die zeitgenössischen, gesellschaftlichen sowohl, als literarischen Zustände.

Auch des Sohnes des Veit'schen Hauses, Moritz Veit (späterhin Buchhändler und Abgeordneter im Deutschen Parlament und in der Preußischen Kammer), damals mein Nachbar in den Collegien von Hegel, muß ich, als des jüngsten Mitarbeiters an jenem Journal und als eines sehr liebenswürdigen Mitgliedes des Veit'schen Kreises, besonders erwähnen.

Mein Bruder Heinrich hatte von dieser Gesellschaft die günstigste Meinung. Er schickte mir einen Cyclus der später so berühmt gewordenen Nordseegedichte mit dem Bemerken, dieselben dort vorzulesen, und, falls sie bei den Freunden entschiedenen Beifall fänden, dieselben am anderen Morgen zu Gubitz zu bringen, damit sie im „Gesellschafter" abgedruckt würden. So fremdartig und ganz eigenthümlich diese Nordseebilder auch geschrieben waren, der poetische Sinn unserer Gesellschaft goutirte sie

vollständig, und schenkte ihnen den ungemessensten Beifall.

Ich muß noch einige Familien nennen, zu denen ich allwöchentlich Zutritt hatte. Ich nenne zunächst das bescheidene, stille Haus von Dr. Leopold Zunz, dem großen Orientalisten, der selbst auch ein Angehöriger des Veit'schen Freunde-Kreises war. Mein Bruder Heinrich hat diesen originellen Mann allezeit hoch geachtet, und ich fand bei ihm und seiner Frau die gemüthlichste Aufnahme. Auch traf ich jeden Freitag Abend daselbst eine geistreiche Gesellschaft, fast alle die früher erwähnten Veit'schen Freunde und auch einige Aerzte von Bedeutung.

Politik und Literatur waren die Hauptthemata dieser Reunionen. Zunz war damals Redacteur der „Haude und Spenerschen Zeitung", die zu jener Zeit ein vielgelesenes und einflußreiches Blatt war.

Zunz selbst war die eigenthümlichste Gestalt, die ich je im Leben gesehen, dem Bilde des langlockigen Spinoza etwas ähnlich. Ein barocker, unnachahmlicher Witz, stets schlagfertig und Alles auf den Kopf stellend, stand ihm immer zu Gebote, er war, ich kann es nicht anders ausdrücken, von einem eiskalten Humor. Die sogenannten Zunz-Witze gingen von Munde zu Munde, wie eine Legende, durch ganz Berlin, und noch heutzutage ist der alte Gelehrte

eine der eigenthümlichsten, interessanten Gestalten dieser Hauptstadt.

Unter den Universitätsfreunden meines Bruders in Göttingen befand sich Carl von Raumer, der als studiosus juris in Berlin auch meine ganze Freundschaft und Zuneigung sich erwarb. Er war ein Neffe des berühmten Verfassers der Geschichte der Hohenstaufen, der, 1781 geboren, noch heute ein frischer Greis, auch noch in unserer Zeit als großer Historiker hervorragt. Mit Carl von Raumer, einem blühenden, vielbegabten, poetischen, schwärmerischen Jünglinge, verlebte ich herrliche Stunden. Wir lasen einst in einer Nacht den eben erschienenen ersten Theil der „Reisebilder", und weinten vor Enthusiasmus bei der Lesung des „Buches Legrand". Dieser so liebenswerthe Jüngling wurde später Minister des öffentlichen Unterrichts in Preußen und brachte es in seiner pietistischen Verirrung zuletzt dahin, daß er die Werke Heinrich Heine's für Preußen verbot, ja, die confiscirten Exemplare zerstampfen ließ. Fern in St. Petersburg habe ich wohl viele Jahre hindurch von der Wirksamkeit eines Staatsministers von Raumer gehört und gelesen, nie aber ist mir die Idee gekommen, daß dies mein geliebter Universitätsfreund sein könne. Erst im Jahre 1852, in Paris, erfuhr ich es durch meinen

Bruder Heinrich, der Raumer seinen lieben Zerstampfer nannte.

Auch in dem Mendelssohn'schen Hause war ich durch Moser eingeführt, und habe mit Entzücken dem Spiel des jungen Felix zugehört und in seine schwärmerischen, poesievollen Augen geschaut. Damals dachte ich nicht, daß aus diesem Knaben-Kopfe einst solche „Lieder ohne Worte" und Heine's Worte mit solcher Musik hervorgehen würden!

Wie glücklich schienen mir die Eltern. Viele Jahre später sah ich den Vater des so berühmt gewordenen Sohnes im Hause des Barons Stieglitz in St. Petersburg als Gast wieder. Er sagte mir einst: „Sie haben gut gethan, daß Sie nach Rußland gegangen sind. Sie haben sich hier einen eigenen Namen erworben. In Deutschland wären Sie, bei allen Ihren eigenen Verdiensten, immer nur der Neffe von Salomon Heine oder der Bruder von Heinrich Heine geblieben. So ist es mir gegangen. Als ich jung war, hieß ich nur der Sohn von Moses Mendelssohn, und als ich alt geworden, der Vater von Felix Mendelssohn. Das sind die wahren Peter Schlehmils, die keinen Schatten besitzen."

Hierbei muß ich ganz besonders des unsterblichen Verfassers der wundersamen Geschichte des „Peter

Schlehmil“ gedenken, des lieben, von Heinrich Heine außerordentlich geschätzten Adalbert von Chamisso, geb. 1781 † 1838. Er steht, obgleich Franzose von Geburt, mit an der Spitze der deutschen Lyriker. Als Naturforscher machte er bekanntlich mit Otto von Kotzebue die Reise um die Welt. Ich besuchte Chamisso öfter, fast jedes mal mit dem liebevollsten Gruße aus einem Briefe von Heinrich, und fand ihn meistens mit dem Sortiren und Classificiren von Pflanzen beschäftigt, die auf langen Tischen aufgethürmt lagen. Der liebenswürdige Mann mit dem edelsten Herzen nahm jeden Menschen außerordentlich für sich ein. Nicht wenn er sprach, nur wenn er dichtete, schien ihm der ganze Schatz der deutschen Sprache erschlossen zu sein. Bei ihm lernte ich auch den Criminalrath Julius Eduard Hitzig kennen, (geb. 1780 † 1849), Chamisso's ausgezeichneten Biographen. Hitzig war stets ein sehr liebevoller Freund Heinrich Heine's, dessen poetischer Jugend er die regste Theilnahme bezeigt hat. Durch seine Vermittelung erschienen auch in Ferd. Dümmler's Verlage die Tragödien H. Heine's. Gleiches gilt von Professor Gubitz, der damals das Journal: „Gesellschafter für Geist und Herz“ in eleganter Form herausgab. Zu ihm brachte ich oft kleine Gedichte von Heine, den er überhaupt als

Dichter durch den Gesellschafter bei dem deutschen Publikum eingeführt hatte. Er that dies allezeit mit einer gewissen Protectormiene, kam mir aber wie die Hebamme und Wickelfrau der Heine'schen Muse vor: auch verschaffte er ihm den Verleger für seine erste Gedichtsammlung (Maurer'sche Buchhandlung).

A. W. Schade's Buchdruckerei (L. Schade) in Berlin, Stallschreiberstr. 47.